

Notruf aus Haiti:

Der 251. Mord

Männer, Frauen und Motoren:

Die Wahrheit über Caracciola

Kriminalrat des Teufels:

Der Unhold mit den Seidenstrümpfen

Hochsommer im Süden

Bald für alle:

365 Tage Urlaub

Zwei Wochen, drei Wochen Ferien irgendwo im Süden, so war es bisher . . .

Ein zeitgemäßer soziologischer Bericht

NR. 33

QUICK JAHRGANG 11
MÜNCHEN, 16. AUGUST 1958

50 PF.

Asien: US $ 0,20; Australien: austr. sh 1 9; Belgien: bfrs 7,-; Canada: can $ 0,25; Dänemark: dkr 1,25; Großbritannien: sh 1 3; Frankreich: ffrs 60.-; Holland: hfl. 0,60; Italien: Lire 100,-; Luxemburg: bfrs 7,-; Norwegen: nkr 1,25; Österreich: ö. S 4.-; Saarland: ffrs 60.-; Schweden: skr 0.85; Schweiz: sfrs 0,60; Spanien: Ptas. 13,-; Südafrika: sh 1 6; Mittel- und Südamerika: US $ 0,20. USA: US $ 0,25; Postverlagsort Essen. Printed in Western Germany

Josip Tito gibt es nicht!

Quick veröffentlichte in Heft 29 einen Bericht über das Zusammentreffen der Staatschefs Tito und Nasser. Die Redaktion nannte dabei Jugoslawiens Marschall „Josip Tito". Denn für alle Welt trägt der jugoslawische Regierungschef diesen Namen. Dazu schreibt Quick-Leser Guntram Schwalbe: Titos eigentlicher Name indes ist Josip Broz. „Tito" ist die aus dem Serbo-Kroatischen übernommene Abkürzung für „Geheime internationale terroristische Organisation" (Tajna internacijonalna teroristička organizacija). Während der Partisanenkämpfe in Jugoslawien galt diese Abkürzung für alle Kampfgruppen der Untergrundbewegung. Erst als Josip Broz sich als „härtester Mann" der Partisanen gezeigt hatte, ging der Titel „Tito" endgültig an ihn über. Er hat sich diesen Namen gewissermaßen „verdient". Doch seine Frau Jovanka bleibt nach wie vor Madame Broz.

*



Die herzliche Begrüßungsszene zwischen Madame Broz und Nassers Frau Tahia (oben), die Quick in dem gleichen Bericht zeigte, alarmierte die ägyptischen Zensoren. „Das Bild wurde in Ägypten aus den Heften herausgeschnitten", berichtet Dorothee von Veltheim, die Nahost-Korrespondentin von Quick. „Solche Frauenbilder verträgt das ägyptische Volk noch nicht. Auch in den Zeitungen wurde nirgends erwähnt, daß Nassers Familie ihn bei seinem Besuch in Jugoslawien begleitete."



Sehr geehrte Quick!

Längst hätten Sie Ihre Spalten einem Problem öffnen müssen, das nach der Atomgefahr zu den brennendsten unserer Zeit gehört. Es ist die Hausangestellte. Dem Inseratenteil einer führenden Tageszeitung entnahm ich kürzlich, daß man diesen kostbaren Kräften nicht nur Rundfunkgeräte, Fernsehapparate und Theaterkarten aufdrängt. Man zwingt sie auch noch, im Kreise der Familie mitzuessen, an Italienreisen teilzunehmen und mehrmals täglich heiß zu duschen. Von begüterten Familien wird noch auf Jagdmöglichkeiten hingewiesen und auf die Annehmlichkeit, häufig auszureiten. Wer wundert sich da, daß selbst passionierte Hausangestellte diesem Berufszweig den Rücken kehren? Der grauende Morgen sieht das unglückliche Mädchen schon längst auf der Pirsch. Kaum hat sie nach einem heißen Duschbad Zeit, am Mittagstisch Platz zu nehmen, schon wirft sie sich in den Sattel, um hoch zu Roß durch Feld und Wald zu streifen. Nach scharfem Ritt kommt sie gerade noch zum Beginn des Fernseh-Programms



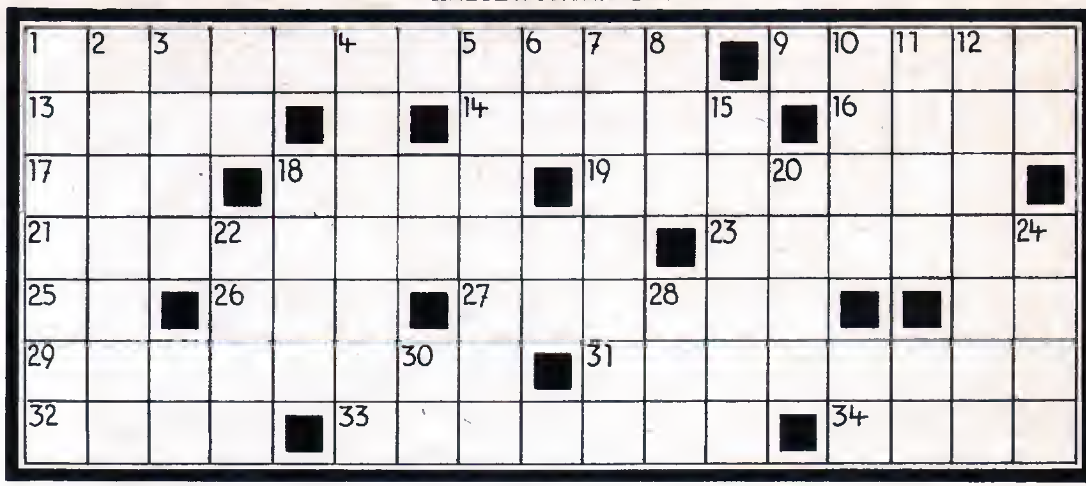
zurecht, duscht anschließend erneut und bereitet sich zum Besuch des Theaters vor. Erst nach Mitternacht findet sie erschöpft ins Daunenbett. Zwar hat die Hausfrau inzwischen gekocht, abgewaschen und die Wohnung gründlich sauber gemacht, aber wer denkt an die Hausangestellte, der keine Befriedigung im Beruf zuteil wird und die sich nachts vergrämt in den Schlaf weint?

Hochachtungsvoll

LORIOT

RÄTSEL

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. die einem Problem innewohnende Frage, 9. Gewichtseinheit, 13. Weinstock, 14. durchsichtiger Lack, 16. Liebesgott, 17. englisches Zahlwort, 18. gebogenes Verbindungsstück im Rohr, 19. abschürfende Tätigkeit von Wasser, Eis und Wind, 21. Auflösungserscheinung, 23. Steuerrad, 25. lateinisch: und, 26. Aussehen, Miene, 27. Weinort bei Bozen, 29. Gestell, Ständer, 31. sibirischer Strom (i am Anfang = j), 32. eingedickte Flüssigkeit, 33. Mundschenk des Zeus, 34. zauberhafte Gewalt.

Senkrecht: 1. Rechtsstreit, 2. Apfelsorte, 3. deutsche Spielkarte, 4. Buchvermerk, 5. Inselkette zwischen Alaska und Kamtschatka, 6. Tantalzeichen, 7. Tierfabelname, 8. Heilverfahren, 10. Ackergrenze, t1. Art Tollwut, 12. volkstümliche Bezeichnung für Geld, 15. Paladin Karls des Großen, 18. Spaltwerkzeug, 20. Astrolog Wallensteins, 22. dem Lachs verwandter Fisch, 24. Verfall, Untergang, 28. amerikanischer General im Sezessionskrieg, 30. Galliumzeichen.

SILBENRÄTSEL

a — a — al — at — ba — bach — bo — bob — cha — da — da — dal — de — de — der — dolf — e — ei — en — eu — eu — gat — gau — ge — gie — grab — hen — hö — ka — kles — klid — le — ler — lis — lo — me — mer — mo — mor — na — na — ne — ni — nie — no — no — rak — re — ro — ro — rö — sa — se — skan — sur — ten — ter — tor — va — vi — wald — wild — zi — zug.

Aus vorstehenden Silben sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Horaz ergeben.

1. spanischer Nationaltanz, 2. Kulturstätte, 3. Tierprodukt, 4. deutscher Dichter, † 1801, 5. Prüfungszeit geistlicher Orden, 6. griechischer Mathematiker, 7. Stadt in Sachsen, 8. Höfling bei Dionysis von Syrakus, 9. letzte Kaiserin der Franzosen, 10. anstößiges Vorkommnis, 11. steinreicher Mann, 12. Überempfindlichkeit, 13. Veranlagung, 14. Bergkette, 15. Südfrucht, 16. männlicher Vorname, 17. herbstliche Gartenblume, 18. Oper von Richard Strauß, 19. Gebirgswasser, 20. Liebesgott, 21. rheinischer Höhenzug, 22. Zeitraum von zehn Jahren, 23. Ersatz, Ersatzstoff.

GUTE REISE

Wenn man DOSEN und BARDE gut vermischt,
wirds ein Ort, auf den jetzt viele erpicht.

MUSIK IN ZAHLEN

1. 5 8 1 7 7
2. 16 2 14 18 3 3 9
3. 11 4 t3 4 t2 18 6
4. 4 3 4 t0 2 14 1
5. 14 9 7 1 15 9 16 t4
6. 2 4 17 2 1 7 4 13 2

8 18 13 2 4 14 14 4 18 17 4 15 18 4 6 1 16 11 4 14 . t2 3 9 4 2 4

Jede Zahl hat ihren besonderen Buchstaben. Mit ihrer Hilfe sind nachstehende Bedeutungen zu suchen:

1. Badezubehör, 2. franz. Maler †, 3. Anrecht am Reinertrag einer Theateraufführung, 4. Tochter des Agamemnon, 5. fetter Weichkäse, 6. letztwillige Verfügung.

Richtig gelöst, ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, zwei bedeutende österreichische Komponisten und die ausgeworfenen Zahlen je eines ihrer bekanntesten Werke (sch = ein Buchstabe).

RÖSSELSPRUNG

und	nach	und	den	un	von
darf	na	ein	mie	teit	trach
stets	ben	o	ten	en	ten
a	da	to	gen	nicht	nicht
o	ben	ten	te	ge	dri
un	ben	bei	ten	ge	ver
le	ein	kann	klüg	kat	ben
kopf	das	es	solt	ach	ne
muß	im	ste	oh	der	man

ZWEI WEG – ZWEI ZU

Den Wörtern Ecke — Dank — Taste — Land — Negus — sind die beiden letzten Buchstaben zu nehmen und durch zwei neue zu ersetzen. Diese neuen Buchstaben, hintereinander gelesen, ergeben den Höhepunkt einer Jahreszeit.

SOMMERFREUDE

Den Wörtern: 1. Iran, 2. Frucht, 3. Weber, 4. Egel, 5. Schuld, 6. Anmut, 7. Kaste, 8. Segel, 9. Sinne, 10. Herd, 11. Reiher ist je ein Buchstabe zu entnehmen und durch einen anderen zu ersetzen, so daß neue Wörter entstehen. Die neuen Buchstaben ergeben, fortlaufend gelesen, ein vorwiegend sommerliches Vergnügen.

SCHLECHTER TAUSCH

Der Urlaub soll dir Wort bescheren.
Als Krankheit wirst du's nicht begehren.

FÜLLRÄTSEL



c, d d, e e e e e, f, g g g, h, i i, l l l l l, m m m, n n n n n, o, o, r r, s s s s, t t t t, u u.

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht Wörter folgender Bedeutung: 1. Schleichkatzenart, 2. katholisches Fest, 3. kleiner Süßwasserfisch, 4. mathematischer Begriff, 5. in der Weberei verwendeter Klebstoff, 6. Naturerscheinung, 7. männlicher Vorname.

GLEICHUNG

(a—b) + (c—d) + [e—(f—g)] + [h—(i—j)] = x

a) Angehöriger eines afrik. Stammes
b) arabischer Vorname
c) griechischer Götterbote
d) Heilbehandlung
e) Schreibutensil
f) Mitglied einer religiösen islamischen Gesellschaft
g) unbedeutende Schrift
h) Oper von Richard Wagner
i) Baumaterial
j) Wurm

x = von den Kindern langerwartete Zeit.

ZUR BEACHTUNG!

L—sal, Um—g, A—tung, Ei—auf, Ta—us, Rin—ausch, Me—erer, Per—nal, La—ne, Las—agen, St—fel, Ehren—nde, Un—il.

Diese Wortbruchstücke sind mit je einem der nachstehenden Buchstabenpaare zu vervollständigen. In der so erhaltenen Reihenfolge ergeben die eingesetzten Stücke im Zusammenhang gelesen eine kleine Lebensweisheit.
ab—ch—gt—gu—he—ie—ru—sl—so—tw—un—ut—we.

AUFLÖSUNGEN AUS NR. 32

DIAGONAL-KREUZWORTRÄTSEL: *Von links oben nach rechts unten:* 1. Hans, 2. Ries, 3. Frau, 4. Albus, 5. Ger, 7. Email, 9. Selb, 10. Saul, 11. Baer, 12. Ham. — *Von rechts oben nach links unten:* 2. Rad, 3. Finne, 4. Ares, 5. Glas, 6. Zebu, 8. Staub, 9. Saat, 10. Seim, 11. Ball, 13. Hel. — *Doniel Auber.*

VERSTÜMMELT: **ich** (Gesicht, Gericht, Beichte, Reich, Leichter, Reichtum, Gedicht, Scheich).

SILBENRÄTSEL: 1. Anastasia, 2. Brasilianer, 3. Epikur, 4. Renegat, 5. Westerland, 6. Etage, 7. Roboter, 8. Familiengrab, 9. Eboli, 10. Sattel, 11. Tankred, 12. Aloe, 13. Udet, 14. Feingold, 15. Dementi, 16. Eiderente, 17. Molotow, 18. Serenade, 19. Insel, 20. Netzhaut, 21. Nemesis, 22. Ball, 23. Eric, 24. Husarenstreich. — *Aber wer fest auf dem Sinn beharrt, der bildet die Welt sich.*

FÜLLRÄTSEL: 1. Sou, 2. Fabio, 3. Mole, 4. Oran, 5. Samos, 6. Ren. — *Solome — Oberon.*

ZUSAMMENSETZAUFGABE: 1. teeKanne, 2. talAr, 3. luftPost, 4. beiStand, 5. nachtTisch, 6. ballAde, 7. altDorf, 8. feierTag. — *Kapstodt.*

WIND UND WETTER: 1. Kumulus, 2. Überschwemmung, 3. Golfstrom, 4. Eisberge, 5. Landregen, 6. Blizzard, 7. Luftloch, 8. Inselklima, 9. Taifun, 10. Zyklon. — *Kugelblitz.*

GUTE BESSERUNG: Gischt — Gicht.

ERHOLSAM: Strand — Sand.

VISITENKARTEN-RÄTSEL: Wasserski-Weltmeisterin.

EINSATZRÄTSEL: 1. Grünspan, 2. Roheisen, 3. Baseball, 4. Reinette, 5. Sforzato, 6. Truthahn, 7. Nachlaffe, 8. passabel, 9. Straftat. — *Speiseeis — Fruchtsaft.*

DRAMATISCH: 1. Chinin, 2. Kresse, 3. Praxis, 4. Klette, 5. Innung, 6. Najade 7. Tirade, 8. Angina, 9. Adagio. — *Hexenjogd.*

Dem QUICK-Leser



gehört die Welt

Quick NR. 33 • JAHRGANG 11
16. AUGUST 1958 • PREIS 50 PF.

Verlag und Redaktion:
München 3, Brienner Straße 46
Tel.: 288 01-10 (nachts: 288 01-04)
Fernschreiber-Anschluß: 05/23600
Versandstelle Essen: Telefon 7 19 61
Fernschreiber-Anschluß: 08/57888

Herausgeber: Diedrich Kenneweg

Redaktionsdirektor: Franz Hugo Mösslang

Bildredaktion

Verantwortliche Redakteure:
Dr. Herbert Zachäus (Ausland),
Franz A. Dahm (Inland); z. Zt. verreist

Reportagen: H. Wohl, B. Wundshammer, F. C. Piepenburg, D. Ahrens, J. von Kornatzki, O. Schuster, H. Hartmann, E. Wachsmuth. Technik: G. Moosleitner. Theater und Film: J. F. Bremer

Textredaktion

Leiter und verantwortlich:
Friedrich Strindberg

Romane: M. Stiebing, B. Naegele, I. Ebbinghaus. Tatsachenberichte: G. Joeckel, A. Geldner, J. Murat. Wissenschaft: W. F. Hiss, W. Steinborn. Lektorat: J. B. Molino

Schlußredaktion: Georg Fritz

Einrichtung: E. Vogl-Dammbach, H. Dau, E. Rossbach

Bilderdienst: Margarete Paupitz. Chef vom Dienst: Marion Friess

Herstellung: Dieter Martens

Anzeigen
Leitung: Alfred Boehme. Struktur: L. Tanke. Druckkontrolle: A. Hofmann

Vertrieb
Gesamtleitung: Stellvertretender Verlagsleiter Paul Monet. Stellvertretung: Werner Mießner. Abonnement: H. Siebels. Ausland: H. Karting

Quick erscheint wöchentlich im Verlag Th. Martens & Co., GmbH.

Auslandsredaktionen: London: J. H. Kisch, 101 Salisbury Square House, Fleet Street, London EC 4, Tel. Fleet Street 56 57. New York: Arthur Steiner, 69—10 Yellowstone Blvd. Forest Hills, New York, N. Y., Tel. Ill. 9—34 28. Paris: Ladislav de Vaysse, Paris 9e, Avenue Frochot 10, Tel. LAM 95—74. Rom: Dr. Bronislaw Puszet, Rom, Via Nomentana 525, Tel. 82 25 16. Nahost: Dorothee von Veltheim, Road 15 - Villa 78, Kairo-Maadi, Tel. 3 59 20.

Redaktionsvertreter in Deutschland: Gerhard Baatz, Frankfurt/M. 1, Feyerleinstr. 9, Tel. 55 70 67, Fernschreiber 041—2466; Sepp Ebelseder, Düsseldorf, Heinrichstraße 106, Telefon 68 38 13, Fernschreiber 0858—6894; Wolfgang Fischer, Stuttgart, Reinsburgstraße 125, Tel. 6 72 67; Fred Ihrt, Hamburg 21, Fährhausstraße 36, Telefon 23 60 72, Fernschreiber 021—3531; Rudolf Waller, Bonn, Pressehaus VI/76-77, Telefon 2 37 72, Fernschreiber 0886—816; Rudolf Zscheile, Berlin-Schlachtensee, Ahrenshooperzeile 5, Telefon 84 52 69, Fernschreiber 018—3010. Ständige fotografische Mitarbeiter: Eberhard Grastorf, Gerhard Gronefeld, Hanns Hubmann, Hilmar Pabel, Victor Peters. Bildagenturen: AP, dpa, Gratiani, Keystone, Lutetia, UPI. Druck: W. Girardet, Essen. Abonnements nehmen die Postanstalten entgegen. Monatlicher Bezugspreis: DM 2.16 (zuzüglich Zustellgebühr DM 0.09). QUICK darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung des Verlages in den Lesemappen geführt werden. Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 11 gültig. Printed in Germany. Bank: Bankhaus H. Aufhäuser, München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I, Freyung 6. Erfüllungsort: München.



Professor von Braunbehrens sagt:

Der Mensch ist nicht für die Welt geboren, die er sich in den letzten Jahrzehnten geschaffen hat. Elektrisches Licht, Autos, Telefone, alle „Geschenke" technischen Fortschritts haben ihn vom natürlichen Leben immer weiter weggeführt. Ganz gleich, ob er an der Werkbank steht oder am Direktionsschreibtisch sitzt: er muß Entscheidungen fällen, ohne Zeit zur Überlegung zu haben. Denn er empfängt viel mehr Eindrücke als sein Ahne vor 100 Jahren, hat aber nicht mehr die Ruhe, sie zu verarbeiten. Das Ergebnis: eine ständige innere Verkrampfung, ohne Pausen. Der Arzt spricht dann von „vorzeitiger Abnutzung". Drei Wochen Urlaub im Jahr können 49 Wochen dieses „Falschlebens" nicht ausgleichen, können verschleuderte Gesundheit nicht zurückholen. Aber es gibt eine Möglichkeit, die Ferien zur echten Erholung zu machen: durch den bewußten, überlegten „Urlaub im Alltag", der auch in der Großstadt von heute durchaus möglich ist.

Ein Urlaubs-Platz? Straßenschluchten mit rasenden Autos, hastenden Fußgängern, Büro-Etagen mit klappernden Schreibmaschinen, und dennoch machen hier drei Mädchen ein halbes Stündchen „Alltags-Urlaub" (Kreis).

Der Mensch braucht 365 Tage

QUICK - Fotograf Ali Khadem berichtet aus Teheran:

Die Revolution im Nachbarland Irak hat im Iran die alte Schicksalsfrage noch brennender, noch dringlicher gemacht: die Frage, wer einmal den Pfauenthron zu Teheran erben soll. Ohne Thronfolger keine politische Sicherheit — das weiß in Persien jedes Kind. Jetzt erhoffen viele diese sichere, stabile Zukunft von der Schloßherrin auf dem „Berghof Adlernest" bei Teheran, der achtzehnjährigen Prinzessin Shahnaz, die ein Kind erwartet. Sie ist seit zehn Monaten mit dem Ingenieur Ardeshir Zahedi (unten) verheiratet. Ardeshir ist ein Sohn jenes Generals Zahedi, der 1953 den Staatsstreich des nationalistischen Politikers Mossadegh niederschlug und den vertriebenen Schah ins Land zurückholte. „Junge oder Mädchen — mir ist mein Kind in beiden Fällen gleich lieb!" vertraute Prinzessin Shahnaz dem QUICK-Mitarbeiter Ali Khadem beim Tee an. Doch ihre persischen Landsleute, die Untertanen ihres Vaters, denken anders darüber. Jeden Tag werden am Tor des Bergschlosses Blumen abgegeben. Blumenkörbe. Einfache Feldblumensträuße. Kunstvolle Arrangements. Diese Geschenke sagen deutlich, was sich die Perser von der Tochter ihres Herrschers erwarten: einen Jungen, einen Schah-Enkel. Denn nur ein Mann kann den Thron der Pahlevi-Dynastie erben.



Sie bestellte eine Baby-Ausstattung: Prinzessin Shahnaz, die einzige Tochter des Schahs. Jetzt hört man überall im Land die Frage: Mädchen oder Junge? Eine Schicksalsfrage für Persien! Denn ein Junge wäre möglicherweise der ersehnte Thronerbe . . .

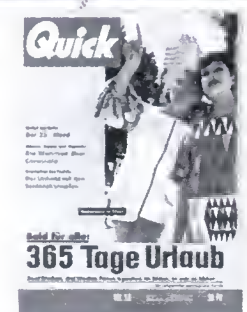
Ein Schicksalskind?



Wenn wir unsere Freizeit sinnvoll nutzen, kann auch jeder Arbeitstag Erholung schenken!

Drei Mädchen, die es richtig machen

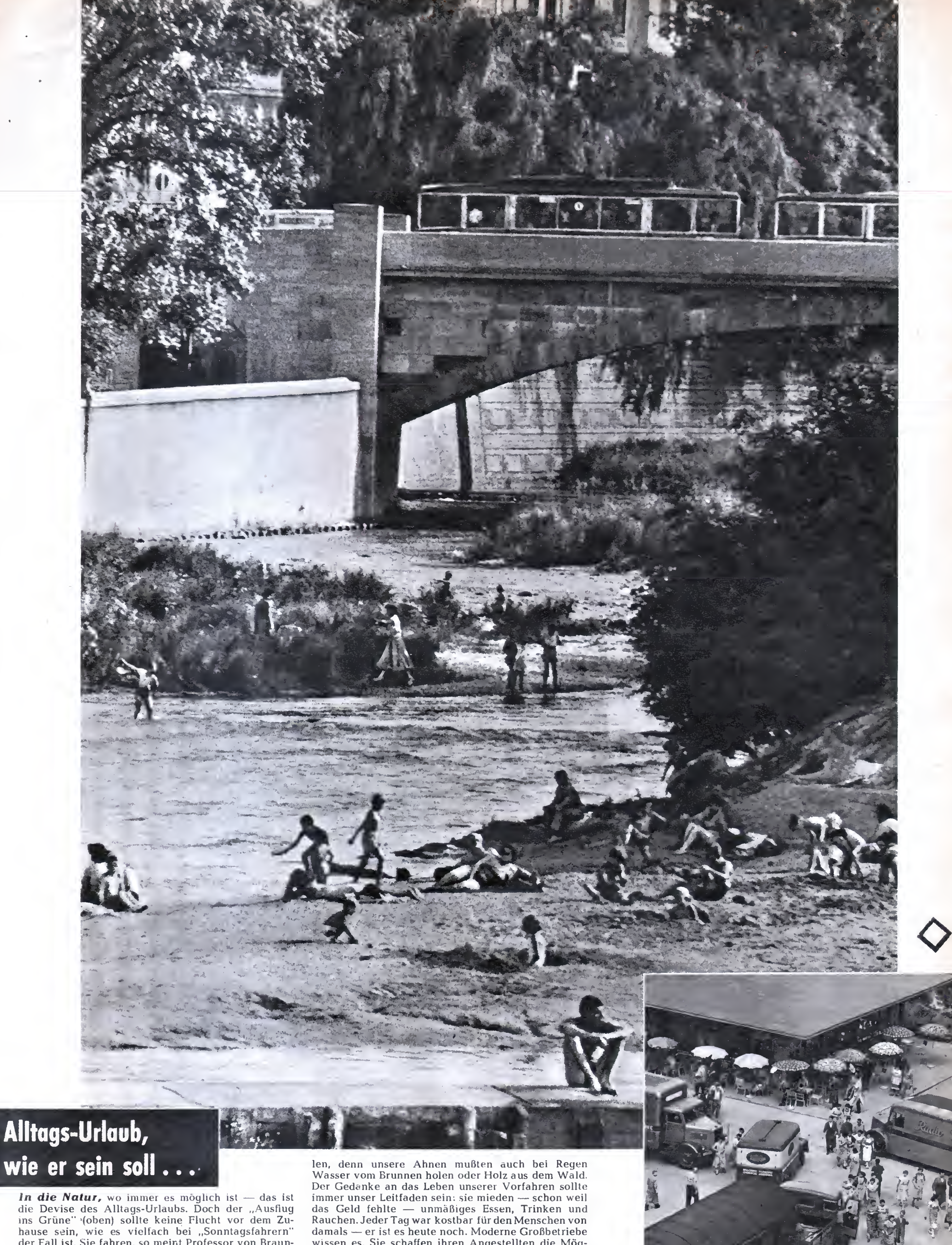
Sie haben ihre Mittagspause. Sie könnten sie in dem Laden zubringen, in dem sie verkaufen. Sie könnten sie mit einem Bummel durch den Straßenlärm füllen. Doch mit der fröhlichen Unbekümmertheit der Jugend legen sie sich auf das Dach in die Sonne. Unbewußt machen sie genau das Richtige. Professor Dr. Hans von Braunbehrens, der Leiter des Institutes für physikalische Therapie an der Universität München, erklärte dazu: Ruhepausen sollen den Organismus umstimmen, ihm wirklich Ruhe verschaffen. In der gewohnten Arbeitsumgebung ist das kaum möglich. Diese Mädchen sehen hinter ihren Ladentischen täglich Tausende von Gesichtern. Würden sie auf der Straße bummeln, würden weitere Eindrücke auf sie einstürmen und von Ruhe wäre keine Rede. Auf dem Dach aber ruhen sie wirklich aus — und nur im Ruhezustand sind im Körper Aufbauvorgänge möglich. Mag die Ruhezeit auch noch so kurz sein, sie hat ihre Erfolge, wenn man sie regelmäßig „einplant". Die Mädchen beweisen es: ganz gelassen rollen sie nach dem „Ruhestündchen" ihre Handtücher zusammen. Hast, die man von ihnen nach einem anstrengenden Vormittag erwarten könnte, ist von ihnen abgefallen. — Gewiß, nicht jedes Haus hat ein Dach, das sich als „Liegewiese" eignet, nicht jeder Tag bringt strahlenden Sonnenschein. Aber wer sich ein wenig Gedanken über seinen Tageslauf macht, findet reichlich Gelegenheit zum „Alltags-Urlaub" — auch wenn es manchmal so scheint, als gehe er auf Kosten der Bequemlichkeit. Bei falschem Leben kommt eines Tages das erste „Klingelzeichen", früher als nötig, viel früher als erwartet. Dann ist es für den „Alltags-Urlaub" zu spät. Dann hilft nur noch die ärztlich verordnete Kur.



Die Urlaubs-Modelle dieser beiden Titelmädchen schuf Bessie Becker.

URLAUB

damit er wirklich etwas von seinem URLAUB hat



Alltags-Urlaub, wie er sein soll . . .

In die Natur, wo immer es möglich ist — das ist die Devise des Alltags-Urlaubs. Doch der „Ausflug ins Grüne" (oben) sollte keine Flucht vor dem Zuhause sein, wie es vielfach bei „Sonntagsfahrern" der Fall ist. Sie fahren, so meint Professor von Braunbehrens, nicht „wohin", sondern „woweg". An sonnigen Wochen-Enden ist es in Großstädten oft erholsamer als auf dem Lande, weil „jeder" dorthin gefahren ist. Auch sollte das Wetter keine Rolle spielen, denn unsere Ahnen mußten auch bei Regen Wasser vom Brunnen holen oder Holz aus dem Wald. Der Gedanke an das Leben unserer Vorfahren sollte immer unser Leitfaden sein: sie mieden — schon weil das Geld fehlte — unmäßiges Essen, Trinken und Rauchen. Jeder Tag war kostbar für den Menschen von damals — er ist es heute noch. Moderne Großbetriebe wissen es. Sie schaffen ihren Angestellten die Möglichkeit, die Arbeitspausen zum Alltags-Urlaub auszunutzen — mit Ruheplätzen im Freien (rechts). Denn zwei, drei Wochen Ferien irgendwo im Süden sind nicht genug. Der Mensch braucht „365 Tage Urlaub".



Aus Bagdad zurück: Benno Wundshammer

Ein Dokument: QUICK-Redakteur Wundshammer zwischen Premierminister Kerim Kassem (rechts) und dessen Innenminister, Oberst Salem Aref . . .

So starben König, Kronprinz und Minister



Feisal II.



Abdul Ilah

Nuri es-Said

KÖNIG Kugelfang

Benno Wundshammer schildert nach Zeugenaussagen, was wirklich geschah:

Der Hauptmann Salem Munzir führte die Kompanie, die am frühen Morgen des 14. Juli zum Angriff auf den königlichen Palast in Bagdad bestimmt wurde. Bei seiner Truppe befand sich der Hauptmann Abdul Satar Sabieh von der Infanterie-Schule. Er hatte in seinem Kopf eine genaue Namensliste aller Angehörigen der königlichen Familie — und einen Sonderauftrag. Gepanzerte Automobile mit Schnellfeuerkanonen und einige Jeeps mit Raketenwerfern waren der Einheit zugeteilt.

700 Meter vom Königspalast entfernt war der Leutnant Junis Abdul Hamid mit seinem Werferzug in Stellung gegangen. Er hatte den Befehl, zwölf Schüsse auf das Palais abzugeben. Dann sollte er mit seiner Truppe und den anderen Einheiten zum Sturm antreten. Auf die Frage, ob er den König gefangennehmen oder töten sollte, antwortete er später eindeutig: „The order was, to kill him." (Der Befehl hieß, ihn zu töten.)

Kurz nach vier Uhr ratterte eine Maschinenpistolen-Salve durch die schwüle Nacht. Die Verschwörer hatten den Wachtposten vor dem Palais weggeschossen. Das Tor zum Garten wurde gesprengt. Kanonenschüsse fetzten durch die Nacht. Raketen zischten in die Fenster. Feuer, Detonationen und das Hämmern der automatischen Waffen. Durch die Gärten rückten die Verschwörer konzentrisch auf das Hauptgebäude vor. Die Palastgarde, völlig überrascht, wehrte sich kaum. Ihr Schicksal ist unbekannt.

Im oberen Stockwerk des Palastes öffnete sich die Balkontür. Heraus trat mit verstörtem Gesicht Feisal II., König der Iraker. Er war im Schlafanzug. Hinter ihm stürzte ein zweiter Mann auf den Balkon. Ebenfalls im Schlafanzug. Der Kronprinz Abdul Ilah, Onkel des Königs, sein Ratgeber und neben dem Premierminister Nuri es-Said der wirkliche Herrscher des Irak. Der Kronprinz stellte sich hinter den König, umschlang ihn mit dem linken Arm, brachte eine Maschinenpistole in Anschlag und schoß auf die Soldaten im Garten. So diente König Feisal als Kugelfang.

Einen Moment verstummte das Feuer der Revolutionäre. Sie zögerten, den jungen König, der in den Basarstraßen Bagdads, in den Kaffeehäusern, Bars und Nachtklubs viele Freunde hatte, einfach über den Haufen zu knallen. Nur Abdul Ilah schoß. Wild und hemmungslos. Rasend wie eine gestellte Katze. Niemand hatte erwartet, daß ausgerechnet dieser bleiche, entnervte Wüstling, dessen schmutzige Liebesaffären im ganzen Orient bekannt waren, der einzige im Palast sein würde, der wie ein Mann kämpfte. Kurz ratterte die Maschinenpistole. Dann verschwanden die beiden wieder im Palast. Das konzentrische Feuer der Revolutionäre setzte neu ein. Aus den Fenstern des Palastes schlugen die hellen Flammen.

Wenige Minuten später traten Feisal und Abdul Ilah aus dem Tor des Palastes. Wieder verstummten die Waffen. Im roten Licht der Brände gingen die beiden langsam über die mit Glassplittern übersäten Stufen hinab. Sie waren immer noch in Schlafanzügen. In den Händen hielten sie kleine Bücher: den Koran. Er nützte ihnen nichts mehr. Sie wurden gepackt und zehn Meter weiter im Garten an einer Hecke von Hauptmann Abdul Satar Sabieh mit der Maschinenpistole erschossen. Die Verschwörer drangen in den Palast ein und holten die Angehörigen der königlichen Familie aus ihren Zimmern. Darunter waren die Prinzessin Nazifar, die Großmutter des Königs, eine Schwester des Königs und verschiedene andere Prinzessinnen. Sie wurden teils im Garten, teils auf dem Balkon erschossen. Vier Kinder des Kronprinzen Abdul Ilah starben mit ihnen: zwei davon waren ehelich, die anderen von Kebsweibern. Vierzehn Angehörige der königlichen Haschemiten-Familie wurden so getötet.

Zur gleichen Zeit, um 5.30 Uhr morgens, stellte sich Oberst Abdel Salam Aref, der die Aktionen in Bagdad lei-



Willkommen! Im ausgebrannten Königspalast in Bagdad umarmt Hauptmann Salem Munzir, der den Palast stürmte, den „Prawda"-Korrespondenten Pawel Demtschenko. Benno Wundshammer berichtet: Demtschenkos Anwesenheit löste viele Zungen. Als Salem Munzir erzählte, blinzelte mir Demtschenko zu und sagte: „Das ist die Wahrheit. Exklusiv für Sie und mich!"



Stumme Zeugen Die Front des Königspalastes erzählte manches, was der Hauptmann Salem Munzir und die offizielle Version verschwiegen: den Einsatz schwerer Waffen beim Sturm auf den Königspalast. Über und neben den Fenstern (Kreise) saßen geschwärzte Einschläge von Raketengeschossen.

Verwischte Spuren Die ersten Fotos vom Königspalast hatte ich schon in Kairo gesehen. Sie zeigten das Durcheinander der Plünderung, aber das Mobiliar und die Innenausstattung der Räume waren noch intakt. Acht Tage später, in Bagdad, stand ich in den gleichen Räumen. Sie waren leer, sogar der Verputz war von den Wänden gehackt. Sollte es hier Schuß-Spuren gegeben haben, dann waren sie verwischt.



Ein Schatten blieb An einer rauchgeschwärzten Mauer im ersten Stock sah ich die gespenstischen Umrisse des königlichen Bettes. Deutlich waren die Nachttische rechts und links zu erkennen und sogar die Konturen der Gegenstände, die auf ihnen standen. Nur die Schatten blieben — und eine Geschichte.

tete, an das Mikrofon der eroberten Radiostation und proklamierte die Republik. Er rief: „Volk von Bagdad, geh auf die Straßen und sieh die Leiche des Tyrannen!" Um 6 Uhr wälzte sich eine tobende Menschenflut durch die Straßen Bagdads, überrannte alle Sicherungen und Absperrungen, zog zum königlichen Palast und stürmte ihn zum zweitenmal. Die Leiche des verhaßten Kronprinzen wurde durch die Straßen geschleift, entsetzlich verstümmelt, vor dem Verteidigungsministerium aufgehängt, wieder abgenommen und weitergeschleift. Die Leichen der anderen wurden ins Militärhospital gebracht, um identifiziert zu werden. Niemand will wissen, wo sie blieben.

Bevor Kronprinz Abdul Ilah auf den Balkon stürzte, um sich, den König als Kugelfang benützend, zu verteidigen, telefonierte er noch. Auf einer Geheimleitung befahl er dem Premierminister Nuri es-Said, sofort mit königstreuen Truppen zu Hilfe zu eilen.

Nuri es-Said sah jedoch seine Villa, die zwischen Radiostation und Tigrisufer liegt, von Aufständischen umzingelt. Er floh. Aus seinem Hause führte ein unterirdischer Gang zum Flußufer. Der alte Mann ruderte mit einem Boot über den Fluß und verbarg sich den ganzen Tag bei einem Freund in dem Vorort Kadhimiya. Vermutlich war er dabei schon mit dem langen, schwarzen Gewand verkleidet, das die alten Frauen in Bagdad tragen. Vermutlich ist er so unerkannt durch die tobende Menge gegangen und hat mit angesehen, welches furchtbare Schicksal dem Kronprinzen und einigen Europäern bereitet wurde, die man auf der Straße niedermachte und durch die Stadt schleifte.

Auf Nuri es-Saids Kopf wurde ein Preis von 10 000 Dinar, das sind etwa 125 000 Mark, ausgesetzt. Im Laufe des nächsten Tages, des 15. Juli, versuchte Nuri es-Said, wieder in Frauenkleidern, das Haus eines anderen Freundes im Süden der Stadt zu erreichen. Der Freund hieß Salman Scheik Da'ud. Wahrscheinlich wurde Nuri es-Said verraten.

Ein Augenzeuge schilderte Nuri es-Saids Tod: „Es war der 15. Juli. Etwa 4.30 Uhr nachmittags. Ich stand auf dem Balkon meines Hauses in der Nähe der Tunisstraße, nicht weit vom berühmten Weißen Haus, in dem die ausländischen Regierungsgäste wohnen. Ich sah plötzlich eine Menge durch die Gasse laufen und hörte Schüsse. Die Menge schrie: ‚Nuri es-Said, Nuri es-Said!' und stürzte sich auf eine in Frauenkleidern vermummte, große dicke Gestalt, die um sich schoß und einen Soldaten niederstreckte. Ein Mann stieß ihr das Messer in den Rücken. Ich sah, wie der Vermummte zusammenbrach, von der Menge abgeschlachtet und fortgeschleift wurde. Einige Minuten vergingen. Dann fuhr ein Taxi, es war ein grüner amerikanischer Luxuswagen, unter meinem Balkon vorbei. Auf Kühler und Dach des Wagens standen zwei Männer und hoben einen nackten Männerleichnam hoch. Es war Nuri es-Said. Der Hals des Toten war bis zum Wirbel durchgeschnitten. Das Blut floß in breiten Bächen auf den grünen Lack des Wagens. Dann wälzte sich der schaurige Zug weiter zur amerikanischen Botschaft."

Aus Basra, Kirkuk und anderen Landesteilen kamen Meldungen, daß dort andere Männer aus Versehen als Nuri es-Said getötet wurden.

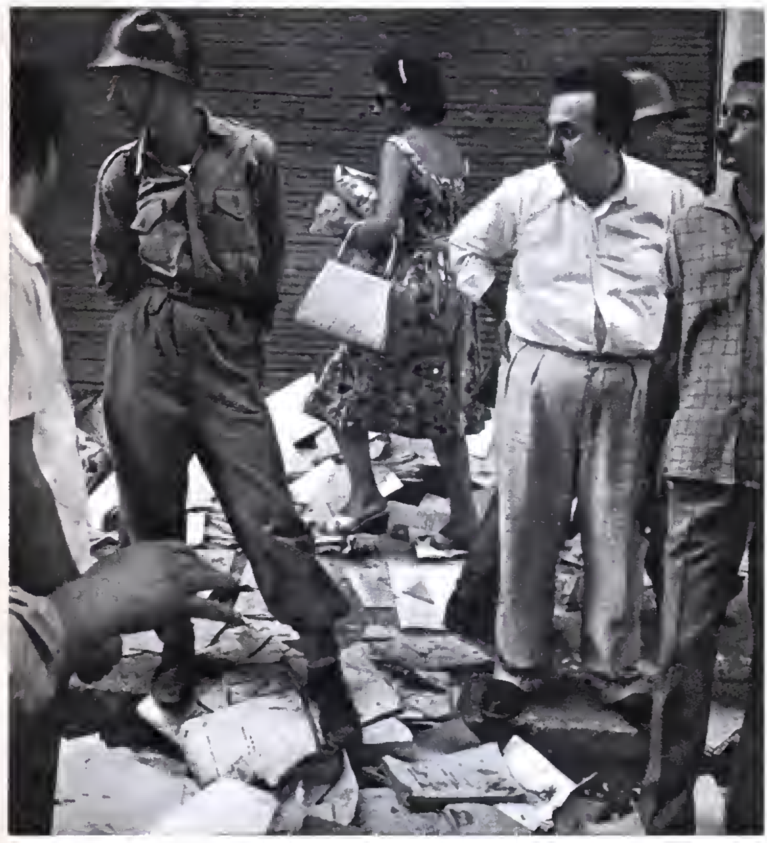
Die offizielle Zahl der Opfer der Revolution wird mit etwa 36 Toten angegeben. Schätzungen von Gutinformierten bewegen sich zwischen 200 und 300 Toten. Das ist, trotz aller Schrecken der ersten Revolutionstage, eine außerordentlich kleine Zahl. Wenn man bedenkt, in welch großem Elend die Masse der irakischen Bevölkerung leben muß, wenn man berücksichtigt, wie abgrundtief der jahrzehntelange Haß gegen England und das von ihm ausgehaltene irakische Königshaus war, dann muß man es geradezu als ein Wunder bezeichnen, daß nicht mehr passierte. Wie viele Opfer kostete die Französische Revolution? Wie viele Menschen wurden 1944 und 1945 in Italien und Frankreich bei der Befreiung ermordet? Viel, viel mehr!

Der Premierminister, General Abdel Kerim Kassem, wurde in einer Pressekonferenz von einem Amerikaner gefragt: „Wenn die Revolution so mustergültig organisiert war, wie Sie es selbst sagen, Herr Premierminister, warum gab es dann in Bagdad dieses Blutbad?" Die stolze Antwort lautete: „Die Toten sind im Kampf gefallen. Als Folge von Widerstand."



Aus Beirut zurück: Hilmar Pabel

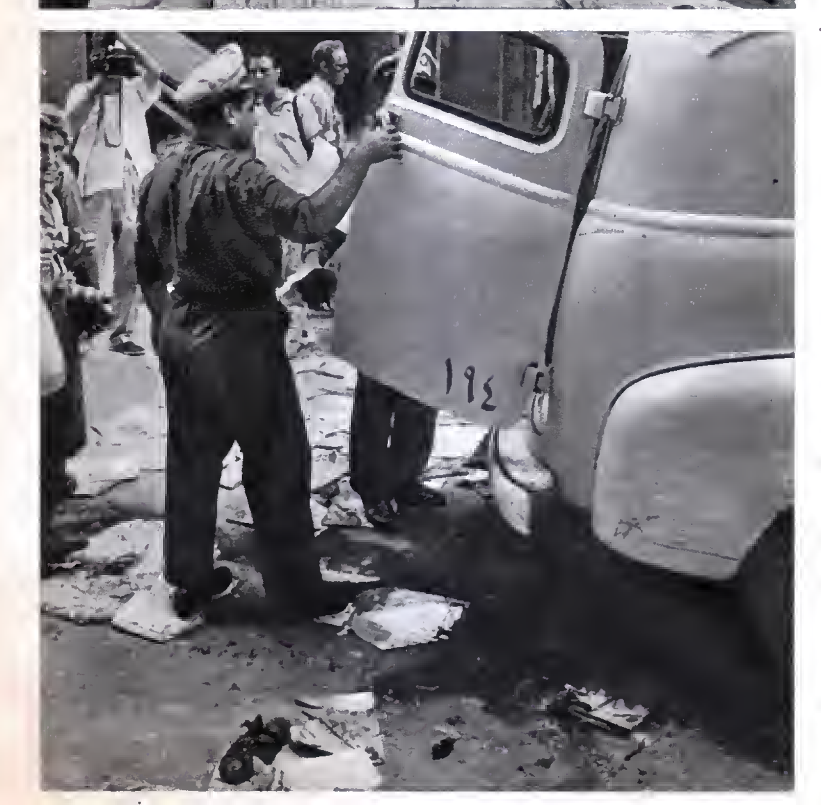
Auf dem Rückflug . . . Nach drei Wochen Arbeit in der Stadt, in der 15 000 US-Soldaten stehen: Pabel schreibt sein erregendstes Erlebnis nieder.



Die Geschichte mit dem Fuß...

12 Uhr 20: Gerade hatte ich mich, einen Tag nach der Wahl General Schehabs zum Staatspräsidenten, auf der Terrasse meines Hotels in die Sonne gelegt und gedacht: Jetzt ist endlich Ruhe — als schon wieder eine Detonation die Fenster zum Klirren brachte. Ich raus aus dem Hotel, rein in ein Taxi — und stehe vor schreckensbleichen Geschäftsleuten. Sie blicken starr um sich. Eine elegante Frau geht — bezeichnend für das Beirut von heute — teilnahmslos ihres Weges. Die Spuren des Attentats kümmern sie nicht. Und inmitten all des Wirrwarrs steht unbeweglich ein Soldat. So, als könne er sich nicht fortbewegen. Er streckt sein linkes Bein unnatürlich weit von sich, als müsse er mit dem Fuß irgend etwas festhalten . . .

12 Uhr 22: Ein Polizist greift nach dem Papier, das der Soldat eben noch unter seinem Fuß verborgen hatte. Und da höre ich auch schon mit gellender Sirene den Krankenwagen heranfahren. Wozu eigentlich? Die Zeugen des Bombenattentates haben mir doch gerade, noch bleich, aber schon ganz sachlich — man ist dergleichen hier gewohnt — erzählt: Ein Krankenwagen hat die Verletzten und den einen Toten bereits fortgeschafft . . .



12 Uhr 24: Ein menschliches Schicksal hat geendet. Als der Krankenträger die Tür des Sanitätswagens schließen will, sehe ich, was der Polizist, unter dem Papier verborgen, in den Wagen reicht: Es ist ein menschlicher Fuß, letzter Überrest eines schuldlos Geopferten. Eine Zeitzünder-Bombe, als Benzinkanister getarnt und von einem Unbekannten am Straßenrand abgestellt, hat ihn zerfetzt. Als ich grübelnd ins Hotel zurückkehrte, spricht mich ein deutscher Kollege an: „Kommen Sie von dem neuen Bomben-Anschlag? Ich wäre um ein Haar dabei draufgegangen . . ."



Kurz nach zwölf...

Hier platzte die Bombe Ausgebauchte Ladenjalousien, zersplitterte Schaufenster, geborstene Mauern — die Straße des Attentats. „Etwa zwei Minuten vor 12 Uhr wollte ich nichtsahnend in diese Straße ein-

Nicht vor 12 Uhr,

biegen", berichtet mein deutscher Kollege Erich B. Kusch. „Da hielt mich ein tabakbrauner, unbekannter Libanese am Rockärmel fest: ‚Du Alemani?' — ‚Ja.' — ‚Du nicht weitergehen, Alemani! Nicht vor 12 Uhr!' Der Unbekannte wies mich zur nächsten Straße. So eindringlich, daß ich seinem Rat folgte. Warum warnte der Verschwörer nicht auch seine Landsleute?" — Ganz einfach: Die Rebellen opfern bedenkenlos ihre Landsleute — aber sie schonen Ausländer. Sie fürchten internationale Komplikationen. Nur deshalb also war Erich Kusch gewarnt worden . . .

Alemani!



„Bomben"-Glück gehabt: Der deutsche Korrespondent Erich B. Kusch (rechts), 27 Jahre alt, erzählt mir in Beirut die Geschichte seiner seltsamen Rettung.



Hundertdreißigmal Sieger: Das erfolgreichste Springpferd der Welt, „Meteor", unter seinem Reiter Fritz Thiedemann. Mit gespitzten Ohren, elegant und kraftvoll zugleich, galoppiert der 15jährige Wallach über den Parcours: ein Pferd, dem die Herzen der Zuschauer gehören. Man sieht ihm nicht an, daß es einst — ein Ackergaul war. Der größte Erfolg des einmaligen „Gespanns" Thiedemann-Meteor: die Europameisterschaft 1958. „Meteor" ersprang sich 130 Siege auf den internationalen Turnierplätzen. So dankte der Ackergaul dem Bauern Thiedemann, der ihn als Springpferd „entdeckte". Und Thiedemann dankte — mit einem Bankett für „Meteor".



So springt der „Dicke"
Wie eine Gazelle fliegt „Meteor" über diesen Balken — ein Sprung von fast zwei Meter Höhe. Welche Kraft steckt in diesem 13 Zentner schweren Pferd, das Thiedemann zärtlich „Dicker" nennt! „Meteor", der mit seiner gedrungenen Statur nicht zum Flug über die Hindernisse geboren schien, zieht im Sprung die Hinterhand besonders eng unter seinen Körper. Mit dieser „Beintechnik" schaffte „Meteor" seine Rekordhöhe von 2,10 Meter.



Bankett für „Meteor“ Fritz Thiedemann bat das Pferd „Meteor“ zu einer richtigen Festtafel: Zucker wurde aufgetragen, den „Meteors“ Freunde aus aller Welt kiloweise schickten (links), Hafer gab es in einem vornehmen Korb, Äpfel in einer Schale; Sekt wurde serviert, in einem großen Pokal (rechts), in dem ein Pferdekopf Platz hat. Der „Dicke“ war sichtlich gerührt. Mit einem zärtlichen Nasenstüber dankte er dem Gastgeber für dieses Bankett zum 130. Sieg. Nur den Sekt lehnte „Meteor“ ab. Alkohol hatte er schon bei der Feier seines 100. Sieges (rechts unten) verweigert. Bescheiden sagte Fritz Thiedemann: „Meteor wußte auch ohne mich immer, was er wollte. Sonst wäre er nicht das beste Springpferd geworden.“

für ein PFERD

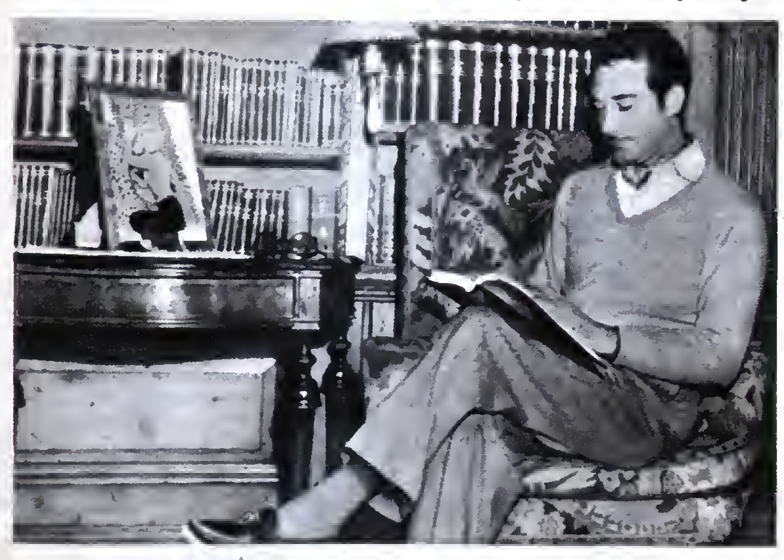


Verschweigt meinen Namen...

Ein Mensch wird entführt. Zeugen müssen sterben. Aber — die Taten bleiben ungesühnt.



Eine neue Liebe *Der Hollywood-Star Debra Paget soll — nach neuesten Berichten — die jetzige „Flamme" des Diktator-Sohnes Rafael Ramfis Trujillo sein. Und dies, nachdem er sich erst kürzlich wehmütig von anderen Filmsternen, Zsa Zsa Gabor und Kim Novak, trennte. Aus dieser Zeit stammt auch das Foto von Kim, das er im Salon seiner Jacht aufgestellt hatte (unten). Bekanntlich lösten seine kostbaren Abschiedsgeschenke — Autos und Pelze — helle Empörung in Amerika aus. Dabei fiel plötzlich Licht auf das Terror-Regime des Diktators Trujillo, auf eine Entführung und auf eine grausige Mordserie.*



In meinem Appartement im Luxushotel Jaragua sitzt Captain de la Maza, Angstschweiß auf der Stirn, bleich, verstört. Soeben hat er mir von einer grauenvollen Entdeckung im Kesselraum des Dampfers „Präsident Trujillo" berichtet: Der entführte Galindez, verkrümmt, zusammengeschlagen, vor dem Feuerungsloch des Schiffes . . .

„Wir kommen hier nie mehr raus", stöhnt de la Maza, „nie mehr . . ."

Ich greife mir den Telefonhörer, wähle die Nummer meines Freundes Norman Curtis, des Captains vom Geheimdienst der „Canadian Police".

Ich habe Glück, Curtis ist zu Hause. Ich bitte ihn, sofort ins Hotel Jaragua rüberzukommen. „Okay", höre ich ihn sagen.

Als ich den Hörer in die Gabel lege, fällt mein Blick auf den Teppich. Ich habe mir „berufsmäßig" angewöhnt, in jedem Hotelzimmer sofort den Standort aller Möbel zu fixieren: von Möbeln, Teppichen, Bildern und Betten. Nicht, weil ich Angst hätte wie ne alte Jungfer vor dem Mann unterm Bett. Nein, aber der Beruf eines Spezialagenten bringt so manche unliebsame Überraschung von „wohlmeinenden" Freunden.

So merke ich auch jetzt: Der große Schrank beim Fenster stand heute morgen noch so, daß seine linke Außenkante genau in der Richtung eines bestimmten Webmuster-Striches vom Teppich verlief. Jetzt stimmt diese einheitliche Linie nicht mehr!

Während de la Maza mir verständnislos zuschaut, schlage ich den Teppich zurück und stemme mich gegen den schweren Schrank. Der gleitet zur Seite und — dahinter, unten an der Wandleiste, wird ein Stück rotlackiertes Kabel sichtbar, das in einem frischgebohrten Mauerloch verschwindet. Am diesseitigen Ende des Kabels hängt ein winziges, hochempfindliches Kristall-Mikrophon.

Der unbekannte Lauscher hat also sicherlich de la Mazas Erzählung mit angehört. Er weiß jetzt, daß de la Maza den Professor Galindez gesehen hat. Das ist böse. Das ist verflucht böse . . .

An der Wand gibt es eine elektrische Steckdose. Voller Wut reiße ich das Mikrophon vom Kabel, stecke die freien Drahtenden in die Pole des Steckkontaktes. Im nächsten Moment zischt eine blaue Stichflamme hoch. Ich bekomme einen Schlag und fliege zurück auf den Teppich. Aber voller Genugtuung sehe ich das elektrische Licht ausgehen. Und wenig später hallen die Hotelkorridore wider vom Protestgeschrei der Gäste, deren Radioapparate, Nachttischlampen, Haartrockner, Trockenrasierer und patentierte Bauchkneter plötzlich streiken.

Im Dunkeln taste ich mich an de la Maza vorbei zur Tür, reiße sie auf und brülle als Alibi gleichfalls ein Dutzend Flüche auf den Gang hinaus.

Im ganzen Hotel gibt es kein Licht. Im ganzen Häuserblock gibt es kein Licht. Das ist genau das, was ich brauche. Ich führe de la Maza schnell zur Treppe runter auf die nächtliche Avenida. Kein Mensch hat uns gesehen.

Wie wir noch dastehen, rollt plötzlich ein Wagen auf uns zu und hält. Lautlos öffnet sich der Schlag. Ich greife schon nach der Pistole im Achselhalfter, doch dann erkenne ich aufatmend den rothaarigen, sommersprossigen Riesen hinter dem Steuer: meinen Freund Captain Norman Curtis.

„Hab' mir schon gedacht, daß ihr hinter dieser Verdunkelungs-Übung steckt", brummt er grinsend.

Während wir durch menschenleere Straßen fahren, berichte ich Curtis, was sich ereignet hat.

Ich schließe: „Wie de la Maza mir erzählt, hat inzwischen auch Murphy erkannt, daß nicht alles Gold ist, was hier glänzt. Er hat ein Zeitungsinserat aufgegeben, bietet seinen neuen Wagen und seine neue Wohnung zum Kauf an. Also ist er jetzt endlich bereit, abzuhauen. Ich schlage vor, daß Sie sich um de la Maza kümmern, Captain, und ich mich um den kleinen Amerikaner."

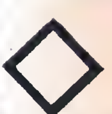
„In Ordnung", sagt Curtis. „Im übrigen, alle zwei Stunden gegenseitiger Anruf. Wer vom anderen länger als zwei Stunden nichts hört, verständigt sofort die amerikanische Botschaft . . ."

★

Gerry Murphys Mietwohnung ist im dritten Stock eines modernen Neubaus. Vorsichtig schleiche ich mich heran, dann hinauf. Nichts Verdächtiges . . .

Ich klingle . . . Kein Laut, keine Bewegung hinter der Tür. ➡





Bankett für „Meteor" Fritz Thiedemann bat das Pferd „Meteor" zu einer richtigen Festtafel: Zucker wurde aufgetragen, den „Meteors" Freunde aus aller Welt kiloweise schickten (links), Hafer gab es in einem vornehmen Korb, Äpfel in einer Schale; Sekt wurde serviert, in einem großen Pokal (rechts), in dem ein Pferdekopf Platz hat. Der „Dicke" war sichtlich gerührt. Mit einem zärtlichen Nasenstüber dankte er dem Gastgeber für dieses Bankett zum 130. Sieg. Nur den Sekt lehnte „Meteor" ab. Alkohol hatte er schon bei der Feier seines 100. Sieges (rechts unten) verweigert. Bescheiden sagte Fritz Thiedemann: „Meteor wußte auch ohne mich immer, was er wollte. Sonst wäre er nicht das beste Springpferd geworden."

für ein PFERD

Uralt Lavendel, der Duft nach Sauberkeit und Frische

Für Sie und Ihn gehört er zur vertrauten Atmosphäre:

der Duft nach Sauberkeit und Frische

der Duft von LOHSE URALT LAVENDEL

Lohse

Uralt Lavendel, im edelgrünen Glas ab DM 1.85



Auch in Österreich in Originalqualität erhältlich. Alleinvertrieb für Österreich Substantia GmbH. Wien VI

Verschweigt meinen Namen ...

Mir wird heiß. Es gibt drei Möglichkeiten: der junge Herr ist nicht zu Hause, aus harmlosen Gründen ...

Der junge Herr ist nicht mehr zu Hause, weil bereits vom Mördersyndikat geschnappt.

Und die dritte Möglichkeit, diesmal für mich: hinter der Tür lauert eine Falle ...

Die Wohnungstür hat kein Sicherheitsschloß. Zum Glück. Eine Art Universaldietrich habe ich immer an meinem Schlüsselbund.

Klick macht das Schloß. Die Tür geht auf. Ich warte ein paar Sekunden . . . nichts.

Dann schleiche ich vorsichtig in die Zweieinhalbzimmer-Wohnung ... nichts.

Ich habe keine Hemmungen, ich durchsuche alles. Gerrys Anzüge, alle Laden, seine Privatpapiere.

Eine Viertelstunde später habe ich diese drei Beweismittel gefunden:

- Gerry Murphys Notizbuch,
- Gerry Murphys Flugbuch,
- einen angefangenen Brief Gerry Murphys an seine Eltern und darin eine herausgerissene Seite einer spanischsprachigen Zeitschrift.

Mit diesen drei Beweismitteln fällt endgültig das volle Licht auf den Fall Jesus de Galindez.

Beweismittel I: Murphys Notizbuch.

Mit allem Nachdruck bestreitet die dominikanische Regierung — und wird in Zukunft noch mehr bestreiten — daß der in ihren Diensten stehende Pilot Gerry Murphy den verschwundenen Professor Galindez gekannt haben könnte. Unter der Buchstabenseite G finde ich in Murphys zerblättertem Notizbuch den Namen:

JESUS DE GALINDEZ

Beweismittel II: Murphys Flugbuch.

Es enthält Eintragungen und Einzelheiten über alle Flüge des jungen Piloten, dem Datum nach geordnet. Für den 12. März 1956, dem Tag des Verschwindens von Galindez, gibt es im Tagebuch Murphys keine Eintragung. Das heißt: es gab eine. Sie ist durch Tintengeschmiere unlesbar gemacht worden. Man wird sie wieder lesbar machen in den Staaten oben. Die FBI hat gute Chemiker ...

Beweismittel III: die Seite aus der spanischsprachigen Zeitschrift, eingelegt in einem nicht zu Ende geschriebenen Brief an seine Eltern.

Der Brief ist unwichtig. Wichtig ist die Seite der Zeitschrift. Auf dieser herausgerissenen Seite steht das Bild einer Gruppe von dominikanischen Politikern und Militärs. Der dritte Mann von rechts auf dem Bild ist der New Yorker Generalkonsul der Dominikanischen Republik, der General Arturo Espaillat.

Dieser Espaillat ist nach de Galindez' Verschwinden von der amerikanischen Polizei vernommen worden. Er hat entschieden bestritten, das geringste mit dem Fall zu tun zu haben. Er hat entschieden bestritten, jemals in seinem Leben den Namen Gerry Murphy gehört zu haben.

Auf der herausgerissenen Zeitschriftenseite im Brief an Murphys Eltern führt ein Tintenpfeil zum Kopf des Generalkonsuls Arturo Espaillat. Am Ende des Pfeils steht in Murphys Schrift: *„Mein Freund hier, General Espaillat, jetzt Generalkonsul in New York."*

Sorgsam verstaue ich die Beute in meiner Jacke. Verlasse die kleine Wohnung. Schleiche möglichst geräuschlos durch das Treppenhaus zur Avenida hinunter.

Als ich vor dem Hotel aus meinem Wagen steige, sehe ich die vier — zu spät. Von zwei Seiten kommen sie auf mich zu, paarweise. Dunkel gekleidet. Eiskalt. Überhöflich.

„Señor Morton?"

„Was ist?"

„Geheime Staatspolizei. Wir müssen Sie bitten, uns ins Polizeipräsidium zu begleiten."

„Ich warne Sie! Ich stehe offiziell auf der Anwesenheitsliste der Botschaft! Ich melde mich jeden Morgen um zehn. Wenn ich mich morgen früh nicht melde —"

„Sie werden sich melden können, Señor Morton. Und nun bitte . . ."

★

Der Wagen saust zum „Quartel General de Policia". Und ich sitze da mit meinen drei Beweismitteln in der Tasche, zwischen zwei üblen Bullen der Geheimpolizei ...

Ich liefere die Beweise im „Fall Galindez" dem Herrn Polizeipräsidenten von Trujillos Gnaden sozusagen frei Haus. Er muß sich nur die Mühe nehmen, mich untersuchen zu lassen.

Wir sind da. Der Wagen steht vor dem scheinwerferbestrahlten Portal des Präsidiums. Überall Wachen, Mulatten, schwer bewaffnet, in glänzenden Uniformen. Posten mit Maschinenpistolen an jeder Gangecke, an jedem Stiegenabsatz.

Dritter Stock. Mittelgang. Zimmer 73.

Hier, unter einem überlebensgroßen Ölgemälde von Väterchen Trujillo, steht ein ordengeschmücktes, goldglänzendes Männlein. Klein. Dürr. Ausgebrannt von ewigem Kampf gegen alle und jeden. Der dünne Mund zusammengepreßt. Das Gesicht gelb. Die schwarzen Augen böse flackernd.

Aber das ist nicht der Polizeipräsident! Das ist General Fiallo, Chef des militärischen Geheimdienstes!

Noch jemanden sehe ich. Er sitzt in einer Zimmerecke und grinst mich an, und gleich fühle ich mich wesentlich besser. Denn der Mann, der mir da entgegengrinst, ist Captain Norman Curtis.

Dann wende ich mich dem General Fiallo zu, der wütend auf die Platte seines Riesenschreibtisches trommelt und loslegt:

„Sie sind also Morton."

„Señor Morton, wenn ich bitten darf."



Notizbuch eines Toten

Der amerikanische Pilot G. Murphy schrieb einst selber den Namen Galindez auf (Pfeil). Er hat also den Entführten gekannt. Darum mußte Murphy — sterben. QUICK berichtet, wie dieses Buch und andere Beweise in letzter Minute und unter großer Lebensgefahr sichergestellt werden konnten.

„Für mich sind Sie ein unerwünschter, zum Schaden unserer Nation arbeitender Ausländer!" schreit Fiallo. „Ich lasse Sie außer Landes schaffen, Morton!"

„Sie gestatten", sage ich. Unaufgefordert lasse ich mich in einen der Klubsessel fallen und zünde eine Zigarette an. Das verblüfft den General.

Dann sage ich langsam: „Herr General wollen mich also ausweisen lassen —"

„Sie und diesen Curtis da!" schreit er.

„ — mich und Curtis, ja, ja, natürlich. Herr General hätten dazu aber drei Monate früher aufwachen müssen, jetzt ist es zu spät ..."

„Was erlauben Sie sich! Was soll das heißen?"

„Vor drei Monaten, verehrter Herr General, wußten Curtis, Staatsangehöriger von Kanada, und ich, amerikanischer Staatsbürger, noch nicht, was wir heute wissen. Wenn Sie uns heute ausweisen, dann ist für uns auch der Moment gekommen, unserer jeweiligen Staatsregierung einen gepfefferten Bericht vorzulegen. In meinem Fall würde erst einmal die amerikanische Geheimpolizei FBI sich sehr intensiv mit dem werten Herrn General Fiallo befassen ..."

„Staatsregierungen ... FBI ..." Fiallo verfärbt sich, sein Mund steht offen.

„Wir, General Fiallo, sind nämlich keine wehrlosen Gelehrten, die man unauffällig im Feuerungsloch eines Schiffskessels ins Jenseits befördern kann, das merken Sie sich ein für allemal ..."

Jetzt sieht General Fiallo so aus, als ob er jeden Moment einen Schlaganfall kriegen würde. Mühsam sucht er nach Fassung, flüstert heiser: „Señor Morton, ich verstehe nicht. Sie sprechen von ..."

„Ich spreche von Professor Jesus de Galindez ..."

„Jesus de Galindez ..." wiederholt Fiallo und seine rechte Augenbraue zuckt einen Augenblick nach oben.

„Den Namen nie gehört, Herr General, wie?" Jetzt kommt Norman Curtis in Fahrt. Er geht auf den kleinen General zu, der vor ihm zurückweicht. „Nie gehört, natürlich. Auch nichts gehört von dem amerikanischen Bürger Gerald Lester Murphy, in dessen Maschine Professor Galindez entführt wurde . . ."

„Murphy . . ." stottert der General, zerrt an seinem Kragen. Sein Gesicht ist ein einziges, nervöses Zucken. Dann stößt er heiser hervor: „Einen Augenblick bitte, meine Herren. Ich . . . äh . . . da Sie gerade den Namen Murphy erwähnen . . . äh . . . mir ist so, als hätte Oberst Olivia, der Polizeipräsident, Ihnen da etwas sagen wollen ... äh ... leider, ich glaube ... nun, die Herren werden ja selber hören ..."

Curtis und ich schauen uns an. Da stimmt doch etwas nicht ...

Inzwischen hat General Fiallo auf einen Knopf gedrückt. Gleich darauf erscheint der Polizeipräsident, Oberst Caesar Olivia. Gleichfalls in Uniform. Mächtiger Bauch. Massiger Kopf. Zerfurchtes Gesicht. Salutiert vor Fiallo. Sieht uns an, die wir tief in die Klubsessel zurückgelehnt dasitzen.

Da will er wohl seinem General imponieren und schnauzt uns an: „Den Herren wird das Herumflegeln schon noch vergehen, dafür werde ich sorgen ..."

Ohne meine bequeme Stellung zu verändern, sage ich: „Wie mir bekannt ist, tragen Sie vier Orden dafür, daß Sie den Trujillo-Gegner General Arias eigenhändig köpften. Sollten Sie für mich oder Señor Curtis auf ähnliche Weise sorgen wollen, dann werden Sie es mit Kanada und den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu tun bekommen!"

Da schaltet sich General Fiallo ein: „Señores, bitte, wir wollen uns doch nicht streiten. Das führt doch zu nichts!"

Entgeistert sieht Caesar Olivia seinen plötzlich so friedlichen Vorgesetzten an. Der erläutert ihm: „Die Herren interessieren sich für ... äh ... für den amerikanischen Piloten Murphy."

Jetzt ist plötzlich auch der Herr Polizeipräsident sehr nervös, setzt zum Sprechen an, befeuchtet die Lippen, endlich: „Hm, ja, der amerikanische Pilot Murphy . . . trauriger Fall, sehr traurig . . ."

Curtis und ich horchen auf.

Der Polizeipräsident hat sich inzwischen gefaßt. In strammer Haltung macht er folgende Meldung: „Co-Pilot Murphy trat heute nacht seinen Dienst für den planmäßigen Flug nach Monte Christi nicht an. Anrufe in seiner Wohnung blieben ohne Erfolg. Sofortige Suchaktion eingeleitet. Polizeiverbände spürten den Wagen des Piloten Murphy draußen am Matadero auf, neben der Straße, wenige Meter vor der Steilküste. Räder im Sand festgefressen ... von Murphy keine Spur ..."

An der Steilküste von Matadero werfen die Fleischfabriken ihre Abfälle ins Meer. An der Steilküste von Matadero wimmelt es von Haien.

Mir wird eiskalt. Sie haben den armen Murphy erwischt, denke ich. Vor ganz kurzer Zeit wahrscheinlich. Vielleicht nur Minuten später und ich wäre in seiner Wohnung der Geheimen Staatspolizei in die Hände gelaufen.

Curtis sagt zu mir: „Das erinnert mich an den Fall Henriquez, der aus Cuba entführt, in der Dominikanischen Republik zu Tode gefoltert, und dann draußen am Matadero den Haien vorgeworfen wurde. Keine Spuren natürlich . . ."

Dann, in jäh ausbrechendem Zorn, schreit Curtis den General Fiallo an: „Oder, General, behandelten Sie den

dreiundzwanzigjährigen Murphy genauso wie Sie persönlich den Studenten Freddy Valdez behandelt haben? Mit Knüppelhieben, bis er tot war?"

Das gelbe Pergamentgesicht Fiallos wird fahl. Aber merkwürdig — er muckst nicht auf. Nur irgend etwas arbeitet in ihm; man sieht nachgerade, wie angestrengt er denkt.

Endlich sagt er: „Señores, ich verstehe, daß Ihre Arbeit bei uns sehr schwer ist. Ein Vorschlag zur Güte: Sie nennen uns Ihre Probleme, und wir liefern in wenigen Tagen das gewünschte Material, exakt ausgearbeitet."

Wir können nur noch staunen. Erst spuckt Fiallo große Töne, dann plötzlich wird er knieweich.

Jetzt setzt Fiallo sogar eine verbindlich sein sollende Miene auf: „Captain Curtis, Sie beispielsweise halten sich in unserem Land auf, um den Überfall auf die ‚Royal Bank of Canada' zu klären ..."

„Ja, und?"

„Glauben Sie mir doch, bitte! Wir werden alles genauestens untersuchen und dann erhalten Sie einen detaillierten Bericht für Ihre Bank! Auf Wunsch bestätigt unsere Regierung alle Angaben! Auch in Ihrem Falle, Señor Morton, auch im Falle von Gerry Murphy ..."

„Was heißt das?"

„Señores, Sie hätten dann Ihre Berichte und wir ... hätten unseren Frieden. Zudem — ein Wort von Ihnen und unsere Regierung zahlt alle Ihre Spesen, Ihr volles Gehalt auf zwei Jahre im voraus und außerdem eine beachtliche Aufwandsentschädigung in Dollars ... wie finden Sie das?"

Curtis sieht mich an, ich ihn. Im gleichen Moment haben wir den gleichen Gedanken: Wir gewinnen Zeit, wenn dieser Fiallo glaubt, wir seien bestechlich ...

Nach einigem gespielten Zögern sagt Norman Curtis: „Ist das ein echter Vorschlag oder nur ein Täuschungsmanöver, verehrter Herr General?"

„Aber, meine Herren, ich bitte Sie, wir wissen ehrlich zu schätzen, wenn Sie uns einen Dienst erweisen ..."

„Hm ... den Vorschlag müßten wir uns mal in Ruhe überlegen."

Hocherfreut, sichtlich erleichtert und wohl auch beeindruckt von seinen eigenen „diplomatischen" Fähigkeiten, verneigt sich der General und sagt: „Dann darf ich also bald Ihren Anruf und Ihre Zusage erwarten. Alles Weitere läßt sich dann ja leicht regeln ..."

*

In Norman Curtis' Wagen fahren wir zurück in die Stadt. Golden hebt sich die Sonne über Morgennebeln. Die Nacht war lang. Gerry Murphy hat wahrscheinlich in ihr den Tod gefunden.

Und de la Maza?

Curtis erzählt: „Nachdem wir uns gestern nacht vor dem Hotel getrennt hatten, wollte ich de la Maza in meine Wohnung bringen. Gerade noch rechtzeitig sahen wir einen schwarzen Chrysler vor dem Haus. Ich bremste. De la Maza sprang raus und haute ab. Ich blockierte den Bullen die Straße. Ließ mich mitnehmen. Indessen entkam de la Maza ..."

„Aber wohin, Curtis? Wie weit wird er kommen?"

Die Miene von Curtis verrät seine Sorge nur zu deutlich. „Ich fürchte das Schlimmste, Morton. Diese verfluchte Mörderbande ist uns über. Zum Schluß halten wir nichts in den Händen als Todeserklärungen aller Zeugen."

„Nicht nur", sage ich. Und erzähle ihm, was ich in Murphys Wohnung fand.

„Verflucht", sagt er, „das war aber ein Schweineglück! Hat sich vielleicht um eine halbe Stunde gehandelt."

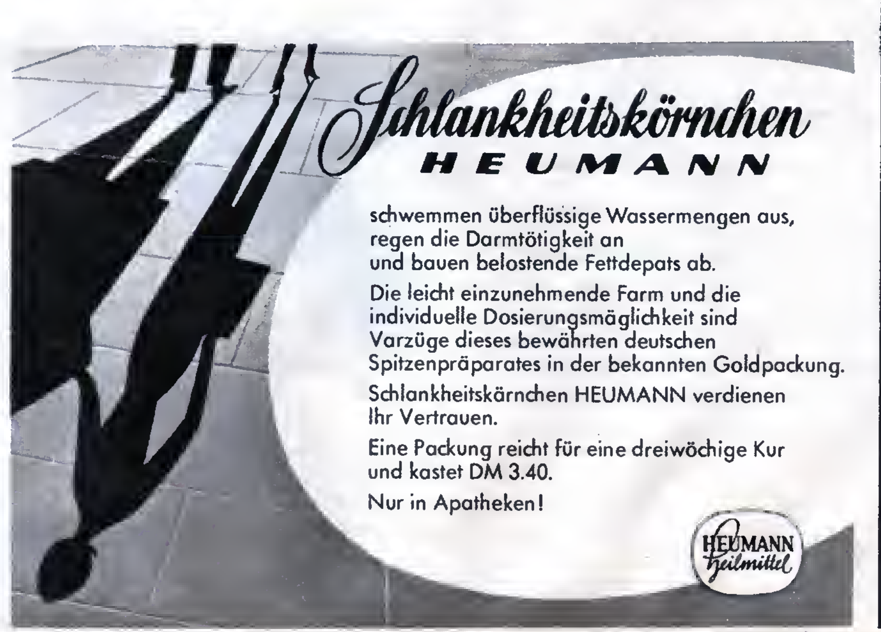
„Ja", sage ich. „Fahren Sie jetzt zur amerikanischen Botschaft, Curtis. Ich will die Sachen loswerden."

Es ist halb sieben Uhr früh, als wir dem amerikanischen Geschäftsträger in Ciudad Trujillo, dem Botschafter Richard Stephens, unseren Bericht erstatten.

Stephens macht sich keine Illusionen: „Ich beglückwünsche Sie zwar zu diesem Erfolg, Morton. Trotzdem — Ihr letzter Zeuge, der Captain de la Maza, ist verschwunden. Mit ihm ist also zunächst mal nicht zu rechnen. Bleiben diese beweiskräftigen Dokumente. Damit Anklage erhoben werden kann, müssen sie nach USA. Aber auf welchem Weg?"

„Mit Diplomatengepäck."

„Viel zu riskant. In diesem Land wird auch Diplomatengepäck rücksichtslos





geöffnet. Nein, meine Herren, wenn jemand diese drei Dinge hier in die Staaten bringt, dann sind Sie es selber."

„Und wie sollen wir selber rauskommen, Exzellenz?" fragt Curtis. „Wenn Gepäck durchsucht wird, dann unseres!"

Botschafter Stephens sagt: „Es tut mir leid, Sie müssen einen Weg finden. Ich kann Ihnen keine diplomatische Immunität geben. Ich darf mich nicht offiziell in die inneren Angelegenheiten dieses Landes mischen. Es bleibt mir nur ein gesalzener Bericht an das State Departement ..."

Ich sage: „Exzellenz, ich habe schon vorausgesehen, daß ich hier einmal sehr schnell würde flitzen müssen. Da habe ich mir 'ne private Reisemöglichkeit arrangiert ..."

*

Die private Reisemöglichkeit kam mit Hilfe von Mr. Roberts von der United-Fruit-Company in La Romana zustande.

Sie erinnern sich — „offiziell" arbeitet Spezialagent Mike Morton als Bewässerungsfachmann für diese Früchte-Firma, die hier von eben demselben Mr. Roberts geleitet wird.

Roberts ist ein netter Kerl, und er mag mich anscheinend. Im übrigen besitzt er eine hübsche, starke Motorjacht. „Anchoa" heißt sie.

Da fragte ich Roberts, ob ich die „Anchoa" wohl mal benützen dürfte. Wofür, würde ich ihm lieber nicht sagen. Er wollte es auch lieber nicht wissen.

Okay, sagte er, wenn ich für alle etwaigen Schäden aufkommen wollte ...

Das wollte ich gerne (FBI zahlt alles).

So ließ Roberts seine Jacht „für alle Fälle" aus La Romana nach Ciudad Trujillo bringen, in eine Werft, die ich gut kenne. Hier wurde sie auf Rollenblöcke gesetzt und über Schienen mit einer Seilwinde in die Werfthalle geschleppt. Angeblich zur Reparatur.

Nur ein treuer, verschwiegener Maschinist, namens Pablo, blieb an Bord. Er hält das Schiff klar zum Auslaufen.

Wenn es mir hier mal zu arg stinkt und ich erreiche noch den Hafen, dann brauchen wir nur die gesperrte Seilwinde öffnen, und die „Anchoa" rollt ins Meer zurück. Vorsichtshalber habe ich über FBI den amerikanischen Stützpunkt Puerto Rico verständigt. Die Jungs dort wissen, was sie zu tun haben, wenn die „Anchoa" plötzlich um Hilfe funkt ...

*

Um acht Uhr früh am 7. Januar 1957 schrillt in meinem Schlafzimmer im Hotel Jaragua das Telefon. Eine amerikanische Stimme: „Hier Konsularsekretär Sheppard. Wir erhalten soeben die Nachricht, daß Flugkapitän Octavio de la Maza heute morgen zwischen drei und fünf Uhr in seiner Zelle im Polizeigefängnis Selbstmord begangen hat."

Ich fahre im Bett hoch. Mein Herz schlägt wie ein Hammer. „Was sagen Sie da? Selbstmord?"

„Angeblich, ja. Wir werden uns unter schärfstem Nachdruck Zutritt ins Gefängnis verschaffen. Geschäftsträger Stephens fährt in einer halben Stunde zum Präsidium. Er bittet Sie und Curtis, dabei zu sein."

„Wir werden da sein", sage ich.

Wenig später parke ich meinen Wagen in einer Seitenstraße neben dem Präsidium. Hier steht bereits Norman Curtis, an den Kühler seines Autos gelehnt.

Wir begrüßen uns. Im Fond seines Wagens entdecke ich — einen Geigenkasten.

„Seit wann spielen Sie Violine?"

„In dem Kasten liegt nur eine Maschinenpistole", sagt er grinsend. „Habe das Gefühl, daß uns heute noch einiges bevorsteht. Denn jetzt wird Fiallo nicht mehr an unsere Bestechlichkeit glauben."

Dann rollt auch schon ein schwarzer Cadillac mit dem Stander der USA vor. Der Fahrer reißt den hinteren Schlag auf. Botschafter Stephens steigt aus.

Er ist sehr bleich: „Morning, meine Herren. Ich habe vor einer Stunde mit diesem General Fiallo telefoniert. Flugkapitän de la Maza war für das amerikanische State Departement ein wichtiger Mann. Er war Kommandant der Maschine des verschwundenen Gerry Murphy. Darum interessiert mich sein Tod. Nun, wir werden sehen!"

Damit marschieren wir schon die Stufen zum Hauptportal hoch.

Unendlich langsam zupft der wachhabende Offizier seine Krawatte zurecht, arbeitet sich in seine Uniformjacke, schnallt Koppel und Pistole um: „Zu Ihren Diensten, Exzellenz."

Stephens sagt: „Wir haben die Erlaubnis, die Zelle des Captain de la Maza zu betreten."

„De la Maza hat Selbstmord begangen, Exzellenz. Er hat ein Geständnis hinterlassen."

„Was für ein Geständnis?"

„De la Maza erklärt, den amerikanischen Flieger Gerry Murphy ermordet zu haben."

„Was? Wie bitte?"

„Jawohl, Exzellenz. Eine Fotokopie des Geständnisses geht Ihnen heute noch zu. De la Maza geriet mit Murphy in Streit, draußen an der Steilküste. Murphy versuchte, sich ihm unsittlich zu nähern. Darüber geriet de la Maza in Wut und stieß ihn von der Klippe. Später bereute er seine Tat aufrichtig. Aus Reue hat er sich erhängt."

Danach herrscht eisiges Schweigen. So also haben die Herren sich das zurechtgelegt, denke ich erbittert. De la Maza der Mörder Murphys. Zwei Fliegen mit einem Schlag.

Stephens sagt sehr leise, aber unmißverständlich: „Führen Sie uns in die Zelle, Leutnant!"

Vor der Zelle Nummer drei bleibt der Polizeileutnant stehen. Knarrend öffnet sich die Tür. In der stickigen Zelle hängt ein fast unbekleideter, stämmiger Mann am Leitungsrohr einer Dusche — der Flugkapitän Octavio de la Maza. Ein Stück Moskitonetz würgt ihm den Hals zu.

In der Zelle gibt es weder Tisch noch Stuhl, nur einen zerwühlten Strohsack. Der Bogen der Dusche, an dem der einstige Pilot Octavio de la Maza hängt, ist mindestens 2,80 Meter über dem Erdboden.

Schneidend klingt die Stimme meines Freundes Curtis auf: „Dieser Mann soll sich selbst erhängt haben?"

Der Wachhabende verzieht das Gesicht, überlegt scharf, schweigt.

Dann sage ich: „Exzellenz, diese Herren von der Trujillo-Polizei wollen uns glauben machen, de la Maza sei mit dem Strick um den Hals in die Luft gesprungen und habe sich in freiem Flug an das Wasserrohr gebunden. Dieser Mann ist einwandfrei ermordet worden..."

Stephens: „Danke, meine Herren, das wollte ich nur wissen."

Mit einem letzten Blick auf den ermordeten Flieger wendet sich Stephens stumm zum Gehen. Wir folgen ihm durch die eisenvergitterten Korridore und die riesigen Steintreppen auf die Avenida hinab.

Neben seinem Cadillac drückt Stephens uns die Hand: „Ich habe das Gefühl, daß wir drei uns nicht so schnell wiedersehen werden. Es ist anzunehmen, daß gegen mich in wenigen Stunden eine Aktion eingeleitet wird. Jetzt kann selbst ich in der Botschaft für Sie nichts mehr tun. Bereiten Sie Ihren Rückzug vor. Ich schicke Ihnen sofort den Konsularsekretär Sheppard mit dem Material ins Hotel Jaragua. Viel Glück, meine Herren."

✱

Im Frühstückssaal des Hotels setzen wir uns an einen Ecktisch. Zwei stämmige Männer setzen sich an einen anderen Ecktisch... Kreaturen des Herrn General Fiallo.

Wir warten auf Sheppard. Er kommt um halb zehn. Sieht besorgt aus. Setzt sich zu uns. Drückt mir unterm Tisch ein großes Kuvert in die Hand — das Beweismaterial.

Dann sagt er: „Meine Herren, die Ereignisse überstürzen sich. Trujillo betreibt energisch die Abberufung von Exzellenz Stephens wegen gröblichster Beleidigung der dominikanischen Nation. Wir haben sichere Informationen, daß bereits Vorbereitungen für einen Schauprozeß gegen Sie beide getroffen werden."

„Also abhauen", sagt Curtis.

„Sofort abhauen, jawohl. Hotelrechnungen und so weiter übernehmen wir. Sie können nicht mehr packen."

„Okay", sagt Curtis. Laut ruft er dem Kellner zu: „Dreimal Tee mit Rum, Toast mit Speck, dreimal je zwei Eier im Glas. Wir kommen gleich wieder."

Ich erhebe mich mit Curtis und schlendere an den beiden Bullen vorbei. Dabei erklärt Curtis mir laut: „Der Kühler verliert Wasser wie ein Feuerwehrschlauch. Und dabei ein fast neuer Wagen."

„Wollen mal eine kleine Probefahrt machen, bevor der Tee kommt", sage ich, ebenso laut.

Draußen auf der einen Seite der Garagenausfahrt steht ein uns wohlbekannter schwarzer Chrysler. Zwei Geheimdienstbullen lümmeln auf ihren Sitzen, lesen Zeitung. Als wir kommen, saust einer der beiden Bullen in die Hotelhalle...

Curtis zwängt sich hinter das Steuer unseres Wagens, ich setze mich vor das Hinterfenster. Öffne den Geigenkasten. Prüfe das Magazin. Entsichere. Lade durch. Fahre die Armstütze der Maschinenpistole raus.

Langsam rollt Curtis los. Durch starken Verkehr fährt Curtis runter zum Meer. Langsam und lässig. Die breite Avenida rauf. Hinter uns — der jetzt vollbesetzte schwarze Chrysler.

Fünfzehn Minuten später sind wir in den Vororten. Der Chrysler kommt näher.

Curtis tritt das Gaspedal runter. Reifen jaulen auf. Häßlich heult der Wind an den Scheiben. Ich schlage mit dem Lauf der Waffe das Rückfenster ein.

Wir rasen in eine enge Kurve. Grobes Steinpflaster. Eselskarren. Curtis hält den Daumen auf dem heulenden Horn. Schreit: „Aufpassen, Morton! Muß Gas wegnehmen!"

Durch verschachtelte, uralte Gäßchen geht es, dann auf eine Zementstraße hinaus.

Der Chrysler kommt näher. Näher. Näher.

Ich visiere den Kühler an. Lasse eine erste Serie los. Wasserdampf zischt aus dem Kühler hoch, aber der Chrysler rast weiter.

Ich ziele auf die Reifen. Die zweite Serie ... quer schleudert der Chrysler über die Fahrbahn. Prallt gegen einen Baum. Die vier Kerle springen raus.

„Achtung!" schreie ich. „Sie legen an!"

In voller Fahrt vollführt Curtis mit unserem Wagen einen Riesenslalom. Kugeln pfeifen um den schleudernden Wagen. Rasend schnell werden die vier Bullen kleiner. Verschwinden. Nach wenigen Kilometern der Hafen, das Werftgelände.

Wir springen aus dem Wagen. Ich wickle meine Jacke um die Maschinenpistole. Über einen staubigen, von Schiffsteilen eingesäumten Weg rennen wir an erstaunt schauenden Werftarbeitern vorbei zur vorletzten Halle links.

Prächtig liegt die Jacht „Anchoa" auf Rollblöcken. Maschinist Pablo sitzt mit drei Arbeitern in einer schattigen Ecke.

Curtis drückt Geldnoten in ölige Pfoten. „Große Eile, Freunde!"

„Winde klarmachen! Pablo, laß den Motor warmlaufen!" schreie ich.

Bremspflöcke fliegen weg. Windensicherung los. Wir springen rauf aufs Schiff. Langsam rollt die „Anchoa" auf den Schienen dem Wasser zu. Schwimmt. Dumpf heulen die Antriebsmaschinen.

Maschinist Pablo brüllt: „Betriebstemperatur 110 Grad — startklar!"

Im Werfthafen rennt plötzlich eine Menge Kerle durcheinander. Drei sausen mit Maschinenpistolen den schmalen Pier entlang. Schießen. Ich packe die Maschinenpistole, schieße zurück.

Aufrauschend legt die „Anchoa" sich in eine Kurve. Erreicht das offene Meer.

Ich runter in den Funkraum. Sende-Anlage eingeschaltet. Handmikrophon: „Spezialagent Mike Morton an Bord Jacht Anchoa ruft Stützpunkt Puerto Rico ... bitte kommen ..."

Lautsprecher auf volle Stärke gedreht. Krächzen, Knattern, Pfeifen. Dann eine Stimme: „Puerto Rico calling ... Anchoa geben Sie Kurs und Standort ..."

„Anchoa mit 35 Knoten von Ciudad Trujillo Kurs 145 Grad Süd-Süd-Ost 10 Uhr 37 ausgelaufen. Bestätigen. Ende ..."

„Puerto Rico calling ... verstanden ... rufen in fünf Minuten zurück ... Ende ..."

Ich schwitze. Nicht nur, weil es heiß ist im Senderaum. Minuten schleichen vorbei.

Dann eine Stimme aus dem Lautsprecher, zuerst unscharf, dann deutlich: „Puerto Rico calling ... Anchoa ... Halten Sie fixierten Kurs ... zwei Patrouillenbomber als Begleitsicherung startklar ... Abflug erfolgt unmittelbar ... Bomber treffen in 16 bis 19 Minuten bei Ihnen ein ... drückt auf die Tube, Jungs ... Whisky wird schon eisgekühlt ... gratuliere ... Staff-Sergeant Degray ... Ende ..."

✱

Wir haben es geschafft!

In Puerto Rico übergebe ich das Kuvert mit dem Beweismaterial dem Staff-Sergeant Degray von der FBI. Am gleichen Tag noch fliegt Degray in einem Langstreckenbomber der US-Air-Force nach Washington.

Daraufhin richtet das State Department eine scharfe Note an das Außenministerium der Dominikanischen Republik. Alle Beweise, die Norman Curtis und ich in den USA und in Ciudad Trujillo gesammelt haben, werden darin aufgeführt.

Die amerikanischen Senatoren Morse und Porter fordern die sofortige Aufhebung der diplomatischen Immunität des Generalkonsuls Espaillat in New York, damit dieser von der FBI und einem Untersuchungs-Ausschuß des Senats verhört werden kann.

Wenige Stunden nach Bekanntwerden der Note verschwindet Espaillat aus New York und fliegt mit einer gecharterten Maschine nach Ciudad Trujillo, wo er pompös empfangen wird.

Wenig später verweigert die amerikanische Militärakademie in Fort Leavenworth, Kansas, dem Sohn des Diktators Trujillo, dem Play-Boy und Verehrer von Filmschönheiten wie Kim Novak und Zsa Zsa Gabor, das Abgangsdiplom, weil seine Leistungen auf der Generalstab-Schule völlig ungenügend waren.

Die Note des State Departments beantwortet die Dominikanische Republik überhaupt nicht. Vier Wochen später überreicht das State Department darum einen weiteren, noch schärferen Protest.

Noch immer schweigt General Rafael Leónidas Trujillo. Diktator Trujillo, seit 27 blutigen Jahren Herrscher über ein unglückliches, kleines Volk, mitschuldig an der Ermordung von unzähligen Menschen, will noch lange nicht abtreten. Aber die Affäre Galindez hat seine Position schwer erschüttert ...

ENDE



Ein Bullauge öffnete sich, ein alter Mann sah heraus. *Zeichnung: Lotar Wendt*

Die Affäre der Nina B.

Ein Roman von hungrigen Herzen • Von JOHANNES MARIO SIMMEL

Die schöne blonde Nina Brummer hat ihrem Chauffeur Robert Holden eine knallende Ohrfeige versetzt. Und dabei hatte Holden doch so recht! Während Ninas Mann, der Millionenschieber Julius Brummer, im Gefängnis saß, war Ninas früherer Geliebter, der Musiker Egon Worm, nach Düsseldorf zurückgekehrt, und Nina hatte ihren Chauffeur gebeten, sie im Auto mit Worm allein zu lassen. Als Holden sich weigerte, kam der Schlag. Eine Viertelstunde lang brütete Holden in einer Kneipe über sein Schicksal. Schon ein Menschenleben hat er auf dem Gewissen. Das war seine erste Frau Margit, die ihn mit einem hergelaufenen Laffen betrogen hatte. Nach schweren Jahren im Zuchthaus trat er seine Stelle als Chauffeur bei Brummer an und hatte sich sofort bis über beide Ohren in Brummers Frau verliebt. Und jetzt abermals die Enttäuschung... Er ist fest entschlossen, mit sich, mit Nina und ihrem Musiker Schluß zu machen...

Der herabstürzende Gewitterregen trommelte auf den Cadillac, der dicht am Ufer des Rheins stand. Ich war wie von Sinnen. In meinen Ohren hämmerte das Blut. Nina Brummer saß hinter mir — mit ihrem Geliebten Egon Worm. Worm war nach Düsseldorf zurückgekommen, ich wußte nicht, warum . . .

Seinetwegen hatte Nina mich fortgeschickt. Seinetwegen hatte sie mich geohrfeigt. Das war zuviel. Das konnte ich nicht ertragen. Ich war von Sinnen — wie damals, als ich Margit tötete. Nun wollte ich wieder töten, wieder aus Eifersucht — diesmal uns alle . . . Ich brauchte nur Gas zu geben, und der Wagen stürzte tief in den Rhein.

Jetzt erst fühlte ich Ninas Hand auf der Schulter, hörte sie schluchzen, jetzt erst drang in mein Bewußtsein:

„Holden, Gott sei Dank, daß Sie kommen!"

Ich drehte mich um, ganz langsam, denn meine Glieder gehorchten nicht. Nina fiel in den Fond des Wagens zurück. Über ihr Gesicht rannen Tränen. Da saß sie in ihrem vom Regen durchnäßten roten Wollkleid, die Hände zitterten. Egon Worm saß neben ihr, und als ich ihn ansah, hob er sofort einen Arm vors Gesicht: „Wenn Sie mich anrühren, springe ich aus dem Wagen und schrei um Hilfe!"

Ich kurbelte das Fenster herunter und atmete tief und fuhr mir mit der Hand über das ganze Gesicht und lallte: „Wer rührt Sie an, Herr Worm, wer rührt Sie denn an?"

Auf dem Rhein schrie eine Schiffssirene. Das Gewitter verzog sich, nur der Regen strömte noch mit unverminderter Heftigkeit herab.

„Was ist geschehen?" fragte ich.

„Er erpreßt mich", flüsterte Nina.

Da sagte schon Worm: „Herr Holden,

da Sie nun schon einmal von unserer Beziehung wissen, appelliere ich an Ihren Menschenverstand."

Nina lachte hysterisch.

Es wurde jetzt so dunkel, daß ich die Gesichter der beiden nicht mehr sehen konnte. Das grüne Licht war grau geworden. Jetzt starb es. Laternen flammten auf im Dunst.

Worm sprach, und seine Worte wurden untermalt vom Trommeln des Regens und dem dünnen Schluchzen Ninas: „Versetzen Sie sich in meine Lage. Ich fahre nach Hamburg. Es stellt sich heraus, daß es mit dem Engagement in der Eden-Bar nichts ist."

„Wieso nicht?"

„Der Besitzer hier wollte mich nur los sein. In Hamburg hat er schon einen Klavierspieler, im Dreijahresvertrag. Ich liege also auf der Straße. Kaum habe ich mich gemeldet, kommt die Steuer. Rückstände aus Düsseldorf. Ich kann nicht bezahlen. Ich habe nichts zu fressen. Ich sitze in einem unbezahlten Pensionszimmer. Ich habe nicht einmal einen Flügel, um zu arbeiten. Die Rhapsodie, Sie erinnern sich, Herr Holden."

Ich zog die Handbremse an und nahm den Zündschlüssel heraus, denn ich wollte keine Überraschung erleben. Vor allem wollte ich nicht mehr in den Rhein. Schon gar nicht aus Versehen.

Nun, da ich begriffen hatte, daß Nina diesen hübschen Jungen verachtete und haßte, liebte ich das Leben, das ich eben noch hatte wegwerfen wollen, wieder mit aller Inbrunst.

Das Leben war voller Hoffnung, das Leben versprach mir auf einmal wieder alles, was ich wünschte.

Worm sagte: „Nina ist —"

„Nenn mich nicht Nina!"

„Frau Brummer ist ungerecht. Wir liebten uns einmal . . ."

„Warum sind Sie zurückgekommen?"

„Ich hatte plötzlich nur noch Schulden in Hamburg. Ein Zahlungsbefehl nach dem andern. Irgendwelche Leute müssen gequatscht haben: Denn auf einmal war so ein Gerücht, ich hätte ein Verhältnis mit Frau Brummer gehabt. Angenehm so etwas."

„Du bist so gemein . . . so gemein . . ."

„Jeden Tag wurde das Flüstern lauter. Worm und die Brummer. Worm und die Brummer. Ich bekam Angst! Ich wollte nichts mit Herrn Brummer zu tun haben."

„Weiter", sagte ich.

„Ich wollte auswandern. Nach Kanada. So weit weg wie möglich. Aber ich hatte kein Geld! Und da kam dann dieser Mensch zu mir, Held heißt er. Der sagte es mir auf den Kopf zu, daß ich einen Brief von Nina besäße. Man muß Sie gesehen haben, als Sie mir Ninas Brief damals brachten."

„Kein Mensch hat Sie gesehen!" stöhnte Nina. „Er ist ein Schuft, ein gemeiner Erpresser!"

„Lassen Sie ihn sprechen."

„Dieser Mann bot mir Geld, wenn ich ihm den Brief überließ."

Nina sagte tonlos: „In dem Brief schrieb ich, warum ich versucht hatte, mir das Leben zu nehmen. Mein Mann hatte mir in einem Anfall von Verzweiflung gestanden, welche Verfehlungen er begangen hatte."

„Das stand in dem Brief?" fragte ich entsetzt.

„Ja."

„Sie schrieben, daß Ihr Mann alles gestanden hätte?"

„Ja, ich war wahnsinnig . . ."

Jetzt begriff ich. Ich fragte Worm, der in der Dunkelheit nur noch ein Schatten war: „Held wollte den Brief für einen Bankier namens Liebling kaufen?"

Verblüfft fragte er: „Woher wissen Sie das?"

„Wieviel bot er Ihnen?"

„Zwanzigtausend. Held sagte, Herr Liebling würde von Herrn Brummer mit belastenden Dokumenten unter Druck gesetzt und müßte selber versuchen, sich zu retten. Ein Brief, in dem Frau Brummer die Schuld ihres Gatten sozusagen mit seinen eigenen Worten bestätigte, würde vor einem Gericht verdammender wirken als —"

„Hören Sie auf zu quatschen", sagte ich. „Liebling weiß, daß ausgerechnet Sie den Brief haben, der ihn rettet? Er kann hellsehen, was?"

„Ich —"

„Sie haben ihm den Brief selbst angeboten!"

Worm rang die schmalen Künstlerhände, er spielte seine Rolle fast mit Geschick: „Ich bin in einer verzweifelten Lage . . . ich will Liebling den Brief nicht geben . . . darum bin ich hier."

„Warum?"

„Er will Geld von mir", sagte Nina.

„Nur weil ich es unbedingt brauche! Dir macht es nichts aus . . . du bist eine reiche Frau . . ."

„Hör auf."

„Ja", sagte ich, „es ist besser, Sie hören auf."

Danach schwiegen wir alle eine Weile.

Dann fragte ich: „Wo ist der Brief?"

„In meinem Koffer. In der Gepäckaufbewahrung am Bahnhof." Schnell und

GÜLDENRING

FILTER CIGARETTE VON FEINSTEM WOHLGESCHMACK



Die Affäre der Nina B.

feige: „Den Aufgabeschein habe ich nicht bei mir."

„O Gott", sagte Nina leise. „O Gott. Und deinetwegen wollte ich einmal —" Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Ich bin in einer verzweifelten Lage", erklärte er, seltsam trotzig, als beharre er auf einem gerechten Anspruch.

„Sie müssen zahlen", sagte ich zu Nina.

„Ich habe kein Geld."

„Verkaufen Sie Schmuck."

„Meinen ganzen Schmuck hat der Anwalt geholt."

„Du hast Freunde", sagte Worm. „Leih dir das Geld."

„Zwanzigtausend. Sie sind ja wahnsinnig", sagte ich.

„Das bietet Liebling. Rufen Sie ihn an."

Nina sagte: „Ich kann nicht einmal die Hälfte auftreiben. Mach, was du willst. Verschwinde."

„Halt", sagte ich. „Und Ihr Mann? Und der Prozeß?"

„Herr Holden ist vernünftig, Nina."

„Halten Sie das Maul", sagte ich, und sogleich hob er wieder einen Arm vor das Gesicht.

Nina sagte: „Steig aus. Ich ertrage dich nicht mehr. Gib mir ein paar Stunden Zeit. Ich will sehen, was ich tun kann."

„Mein Zug geht um Mitternacht. Ich muß ihn nehmen. Liebling wartet nur bis morgen mittag. Ich wohne in der Pension Elite." Damit öffnete Worm den Schlag und ging durch den Regen zu der kleinen Gaststätte hinüber.

Wir sahen ihm nach.

Das Gewitter zog südwärts, der Himmel hellte sich auf.

„Verzeihen Sie mir", sagte Nina.

Ich nickte.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie geschlagen habe. Verzeihen Sie mir alles, Holden. Es tut mir furchtbar leid."

★

Zu Hause ging sie in ihr Zimmer, und ich ging in die Küche, wo die alte Köchin einen Apfelkuchen machte. Ich sah ihr zu, und von Zeit zu Zeit schlug die Glocke des Telefons an. Sie schlug jedesmal, wenn Nina in ihrem Zimmer den Hörer abhob, um eine neue Nummer zu wählen.

„Telefoniert was zusammen, mein Ninale", sagte Mila Blehova liebevoll, und liebevoll belegte sie den dünnen Teig in der Springform mit Apfelscheiben. „Wird wegen der Pressekonferenz sein heut abend. Ich habs im Radio gehört in die Fünfuhrnachrichten, eine sensationelle Wendung soll bevorstehen. Was ich Ihnen gesagt hab, Herr Holden, wir müssen keine Angst haben um'n gnädigen Herrn. Zum Schluß siegt *immer* das Gute."

Um acht Uhr aß ich mit Mila in der Küche. Noch immer schlug die Telefonglocke an. Dann ging ich in den Park hinaus. Hier war es sehr warm. Am See lärmten viele Frösche. Der Himmel war jetzt klar, ich sah die Sterne. Ich ging auf dem Kiesweg zwischen der Villa und der Straße auf und ab und rauchte. Die Luft war nach dem Gewitter sehr sauber. Ich überlegte lange.

Dann ging ich ins Haus zurück und über die knarrende Treppe hinauf in den ersten Stock, vorbei an dem Bauern-Brueghel, den Bäumen von Fragonard, der Rubensschen Susanne.

Nina saß an einem Tisch beim Fenster, den Kopf in die Hände gestützt. Das Telefon stand vor ihr. Alle Lampen brannten im Zimmer, die weißgoldenen Möbel leuchteten. Nina trug einen sandfarbenen Rock und einen stumpfgelben Pullover. Ihr Gesicht war ohne Schminke, die Lippen waren grau, unter den Augen lagen Schatten.

„Was wollen Sie, Holden?"

„Ich bitte meine Frage nicht als Unverschämtheit aufzufassen. Ist es Ihnen gelungen, das Geld aufzutreiben?"

„Nur viertausend Mark. Auf eine Antwort warte ich noch. Aber es ist ja auch erst halb elf. Ich kann nur meine Freundinnen fragen, nicht die Männer. Das ist eine sehr große Summe. Meine Freundinnen bemühen sich wirklich, aber wer hat soviel Geld? Vielleicht —"

Das Telefon läutete.

Schnell hob sie ab. „Ja, Elli?" Sie lauschte. „Da kann man nichts machen. — Um Gottes willen, davon bin ich überzeugt. — Ich danke dir jedenfalls für den guten Willen. — Wie? Ach nein, so wichtig ist es auch nicht! Leb wohl." Sie legte auf. „Es bleibt bei viertausend."

Ein Fenster stand offen, die Frösche lärmten am See, lärmten sehr laut, der Nachtwind bewegte den Vorhang, und ich sah alle Dinge sehr klar, die goldenen Rosenblätter der Tapete, Ninas kleine Ohren unter dem blonden Haar, den schwarzen Punkt auf ihrer linken Wange, als ich sagte:

„Ich habe den Rest."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein."

„Sie müssen es nehmen. Sie müssen jetzt an sich denken."

„Es ist Ihr Geld."

„Ich habe es für eine schmutzige Sache bekommen. Warum soll ich es für eine schmutzige Sache nicht wieder hergeben?"

Sie schwieg.

Ich sagte: „Ich liebe Sie. Ich will nicht, daß Ihnen etwas geschieht."

„Wie können Sie mich lieben, nach allem . . . nach allem, was ich getan habe?"

„Das weiß ich auch nicht . . ."

Sie ging zu dem offenen Fenster und wandte mir den Rücken. „Zuerst habe ich gehofft, Sie würden kommen, Holden, ich gebe es zu. In der Angst wird man skrupellos, nicht wahr. Ich . . . ich dachte, Sie würden etwas dafür verlangen . . ."

„Und hätten Sie es mir gegeben?"

„Ja. Denn dann wäre es ein Geschäft gewesen, und ich hätte gewußt, daß Sie mich nicht lieben."

„Ich verlange aber nichts", sagte ich.

„Das heißt, Sie verlangen viel mehr."

„Ich würde es verlangen, wenn man so etwas verlangen könnte. Wie die Dinge liegen, kann ich es nur erhoffen."

Sie drehte sich um, ihre Augen wurden wieder sehr dunkel: „Nein", sagte sie. „Es ist unmöglich, daß ich Geld von Ihnen nehme."

★

Um 23 Uhr 30 standen wir in der großen, windigen Halle der Gepäckaufbewahrung im Düsseldofer Hauptbahnhof. Tiefgestaffelt gab es hier Tausende von Koffern auf Holzregalen. Es roch nach Rauch. Die Menschen hatten müde Gesichter. Ein kleines Kind weinte, denn es wollte schlafen. Auf einer Bank schliefen, aneinandergelehnt, zwei Betrunkene. Nina trug einen hellen Mohairmantel und flache, braune Schuhe. Sie hatte sich nicht mehr geschminkt.

Fünf Minuten nach halb erschien Egon Worm. Nina stöhnte auf, als sie ihn sah.

„Ich kann nicht. Ich kann nicht mitkommen."

„Sie müssen", sagte ich. „Ich weiß nicht, ob er mir den echten Brief gibt."

Indessen trat Worm zu einem Beamten und gab ihm den Schein für seinen Koffer. Vor einer Dreiviertelstunde hatte Nina in der Pension angerufen und sich mit Worm hier verabredet. Wir sahen, wie er seinen Koffer erhielt und ihn sofort einem Träger übergab. Worm kam zu uns. Er verschwendete jetzt keine Zeit mehr mit Heuchelei. Sein Zug ging in zwanzig Minuten, und das Geschäftliche mußte erledigt werden.

„Wir gehen ins Restaurant."

Hinter dem riesigen Träger — Worm hatte sich einen besonders großen ausgesucht — gingen wir zum Restaurant. Die Luft hier war schlecht, Rauch erfüllte den Raum und ein süßlicher Geruch nach Bier und Essen. Es saßen noch viele Menschen an den Tischen.

Worm winkte dem Träger:

„Hierher." Er setzte sich an einen Tisch beim Ausgang. Am Nebentisch saß ein Polizist und trank Coca Cola . . .

„Wo ist das Geld?" fragte Worm.

„Sie bekommen es von mir", sagte ich. „Aber nicht zwanzigtausend. Zehntausend, das ist das äußerste."

„Zwanzigtausend. Soviel bekomme ich von Liebling. Es tut mir leid, aber ich brauche das Geld."

„Fünfzehntausend", sagte ich.

„Nein."

„Kommen Sie", sagte ich zu Nina. Wir standen auf und gingen zum Ausgang. Worm sagte halblaut: „Einverstanden."

Wir kamen zum Tisch zurück und setzten uns wieder. Er öffnete den Koffer und holte den Brief hervor.

„Ist er das?"

Nina nickte, nachdem Worm den Briefbogen aus dem Kuvert gezogen und beides hochgehalten hatte wie ein Zauberkünstler Zylinder und Kaninchen.

Ja, es war der Brief, ich erkannte selbst Ninas zittrige Spinnwebenschrift auf dem Umschlag wieder . . .

Ich nahm ein Bündel Banknoten aus der Tasche, die violetten Fünfzigmarkscheine, die ich von dem kleinen Doktor Zorn erhalten hatte. Ich begann zu zählen, und bei jedem Schein fühlte ich einen Stich in der Schulter, als stieße mir jemand eine Nadel ins Fleisch, dreihundert Nadeln insgesamt . . .

Die Scheine häuften sich vor dem hübschen Jungen, der beim Mitzählen lautlos die Lippen bewegte. Als ich etwas über zweihundert Scheine gezählt hatte, sagte der Polizist am Nebentisch: „So was sollte unsereinem mal passieren!" Worm nickte ihm leutselig zu, und ich zählte weiter bis dreihundert und paßte scharf auf den Brief auf, der zwischen uns lag. Gleichzeitig griffen wir danach nach Geld und Brief.

„Achtung", sagte eine Lautsprecherstimme, „der Fernschnellzug nach Hamburg über Dortmund, Bielefeld und Hannover fährt in fünf Minuten auf Gleis dreizehn ab. Wir wünschen gute Fahrt."

Worm steckte das Geld ein und stand auf, und ich stand auch auf.

„Sie bleiben sitzen", sagte er leise. Er wandte sich an den Polizisten: „Ach, Herr Wachtmeister, würden Sie den Herrschaften wohl freundlicherweise erklären, wie man von hier zur Marienstraße kommt?"

„Aber gerne." Der Polizist rückte näher.

„Herzlichen Dank", sagte Egon Worm. Er verneigte sich vor Nina, die zu Boden blickte. Dann ging er eilig zum Ausgang.

Es war nicht möglich, ihm zu folgen und ihn draußen in der Dunkelheit niederzuschlagen, was ich mir vorgenommen hatte. Der Polizist saß direkt neben mir und verbreitete sich höflich: „Also, wenn das Bierglas der Bahnhof ist, dann kommen Sie hier raus auf den Wilhelmplatz. Den gehen Sie runter bis zur Bismarckstraße. Die lang, vier Straßen weit, dann kommen Sie zur Kreuzstraße. Jetzt scharf rechts . . ."

Egon Worm hatte den Ausgang erreicht. Das mit dem Polizisten war ein guter Trick gewesen. Die Glasscheiben der Drehtür blitzten auf. Worm war verschwunden. Mit ihm mein Geld.

★

„Ich muß etwas trinken", sagte Nina. Wir waren aus dem Hauptbahnhof auf den verlassenen Platz davor getreten, und sie schwankte und hielt sich plötzlich an meinem Arm fest.

„Ich muß etwas trinken. Dann werde ich müde und kann schlafen und muß nicht mehr daran denken . . ." Sie fiel gegen meine Brust und begann zu weinen. Ich hielt sie fest. Sie schluchzte, und ich hörte sie sagen: „Ich gebe Ihnen alles wieder . . . irgendwie verschaffe ich es mir . . . Sie bekommen alles zurück. Dieser Schuft, dieser Schuft . . ."

Ich legte meine Lippen auf Ninas Haar und sah auf den weiten Platz hinaus. Überall standen noch Regenlachen. Das Licht der Bogenlampen spiegelte sich in ihnen.

In dieser Nacht waren wir in vielen Lokalen. Keinen ganz guten. In den guten war Nina zu bekannt. Wir tranken überall Schnaps, und Nina hielt es nirgends lange aus. Nach kurzer Zeit schon wurde sie unruhig und wollte fort.

„Ich bekomme hier keine Luft, lassen Sie uns gehen", sagte sie dann, oder: „Diese Musik macht mich wahnsinnig, man versteht sein eigenes Wort nicht." So zog ich mit ihr durch die Stadt, und wir waren ein seltsames Paar: Sie ungeschminkt, mit flachen Absätzen, in Pullover und Kostümrock, ich in Chauffeursuniform. Viele Menschen starrten uns an, um so mehr, als Nina noch ein paarmal weinte. Dann sagte sie: „Nehmen Sie die Buchstaben fort, Holden."

Also zog ich die Nadeln mit den goldenen Buchstaben J und B aus dem Jakkenrevers und ließ die Chauffeurmütze im Wagen, als wir in das nächste Lokal

Wer mit wem?



Erika und Gustavo — Verlobung auf Zeit?

FÜNF MINUTEN vor seinem Rückflug nach Spanien verlobte sich der südamerikanische Filmbeau Gustavo Rojo (34) auf dem Flugplatz in München-Riem mit Erika Remberg. Erika, die mir seinen Namen vor einigen Wochen noch nicht verraten wollte, ist nun wieder einmal glückstrahlende Braut. Und da Gustavo im Gegensatz zu seinem Vorgänger Peter Vogel nicht immer in München ist, wird es wohl auch nicht zu dieser Kette von Ver- und Entlobungen kommen, die man von Peter und Erika gewöhnt war. Gustavo Rojo war in England und Italien Filmpartner von Martine Carol und Silvana Pampanini. Erikas Film, den sie augenblicklich dreht, hat den beziehungsvollen Titel „Sehnsucht hat mich verführt . . ."

★

SICHER IST SICHER denkt sich der amerikanische Filmsänger Pat Boone und sorgt jetzt schon für jene Zeit vor, in der er vielleicht nicht mehr so oft beim Film ist. Gemeinsam mit dem Schuhfabrikanten Harry Karl, dem Exgatten der skandalumwitterten Filmschauspielerin Marie Macdonald, hat Pat „ein paar Quadratkilometer Wüste" in der Nähe Hollywoods gekauft. Dort wollen die beiden einen neuen Wüstenkurort aufbauen . . .

★

NICHTS DAFÜR KANN die bezaubernde Caterina Valente, wenn ihr betriebsamer Pressechef Günter Arendt wieder einmal kräftig auf die Pauke haut. Arendt bittet im Hinblick auf Caterinas Mutterfreuden darum, daß keine „Aktion Valente-Baby" gestartet wird. Dieser an und für sich verständliche Wunsch Caterinas, „eine Mutter zu sein, wie jede andere auch", tut dem Werbemenschen ein paar Zeilen darauf aber schon wieder leid: Einige Wochen später darf das Valente-Baby der „interessierten Öffentlichkeit" doch vorgestellt werden.

★

ES SPUKT NICHT in dem 400 Jahre alten Landsitz, den sich die englische Sexbombe Diana Dors in Sussex gekauft hat. Diana findet darum, daß man sie beim Kaufe übers Ohr gehauen hat. Denn sie hatte das Haus „inklusive Schloßgeist" gekauft. Ob ihn vielleicht die allzu naturalistischen Gemälde von Dianas Schönheit verscheucht haben?

★

BITTER BEKLAGT SICH Wolfgang Fischer — der seit rund 30 Jahren zu seiner eigenen Freude und gelegentlich auch zu der der Filmindustrie Nachwuchs entdeckt — über die Undankbarkeit der Filmleute. Hat ihm doch der Filmproduzent Ernst Neubach für den Hinweis auf die junge und talentierte Evelin Bey schließlich — 50 Mark überwiesen. Fischer findet, dies sei doch recht wenig. Besonders im Hinblick darauf, daß Neubach mit der süßen Evelin einen Jahresvertrag gemacht hat . . .

★

„TRENNKOST" heißt eine lange, wissenschaftlich ausgearbeitete Diätkur, die Filmmanagerin Irmgard Palz ihren Starlets empfiehlt. Die haben einen weniger hochtrabenden Titel für Irmgards Kur. Sie nennen sie die F.-d.-H.-Kur (Friß die Hälfte-Kur). Nicht unter diese harten Diätvorschriften fällt die schöne Steffie Stroux, weil sie ohnedies schlank genug ist. Für Steffie gilt die S.-d.-H.-Kur (Sauf-die-Hälfte-Kur) . . .

★

DAS „GALLUP-INSTITUT" erhielt von der US-Filmschauspielerin Kim Novak den Auftrag, unauffällig die Meinungen ihrer Bekannten über die — Sackmode festzustellen. Von dem Ausgang dieser Befragung will Kim es abhängig machen, ob sie Sackkleider tragen wird oder nicht. Von Meinungsbefragungen hält Kim jedoch gar nichts, wenn es sich um ihre Verehrer handelt. Die sucht sie sich ganz ohne „Gallups" Hilfe aus.

★

ZUM ERSTEN MALE genannt in der breiteren Öffentlichkeit sei hiermit der junge Autor und Regieassistent Günter Goldhammer. Und zwar in seiner Eigenschaft als „ständiger Begleiter" der jungen Hamburger Schauspielerin Eva Schreiber, die gerade in dem Film „Kapitänleutnant Prien" spielt. Goldhammer schätzt diesen Start sicher richtig ein . . . Andere, heute namhafte Autoren oder Regisseure wie Billy Wilder („Ariane") haben auch als „ständige Begleiter" begonnen.



Eva — ständig begleitet

SOVIEL FÜR HEUTE. NÄCHSTE WOCHE HÖREN SIE WIEDER VON IHREM

Anatol Aber

Die Affäre der Nina B.

gingen. Das war eine kleine Bar in der City, auf den Tischen brannten Kerzen, elektrisches Licht gab es nicht. Ein Mann spielte Klavier. Und ich war jetzt ein Gast in einem blauen Anzug, mit weißem Hemd und blauer Krawatte, ein Gast wie jeder andere. „Hier ist es hübsch", sagte Nina.

„Whisky, bitte", sagte Nina.

„Wollen wir nicht nach Hause fahren?" fragte ich.

Sie nahm meine Hand. „Ich fürchte mich so vor zu Hause. Da bin ich allein in meinem Zimmer. Nein, noch nicht nach Hause. Ich bin nicht betrunken, wirklich nicht. Ich . . . ich fühle mich schon viel besser, Holden. Wissen Sie, ich bin froh, daß das passiert ist. Ich sage die Wahrheit. Ich . . . ich habe noch immer an Egon gedacht und mich nach ihm gesehnt. Immer noch. Jetzt ist es vorbei."

„Wirklich?"

„Wirklich, ganz wirklich."

„Ich liebe Sie."

„Also wollen Sie doch etwas."

„Ja", sagte ich. „Natürlich."

„Sie sind ehrlich."

Ich war auch schon beschwipst: „Wir gehören zusammen. Einmal werden Sie das einsehen. Es hat keine Eile. Ich kann warten."

„Wie lange können Sie warten?"

„Sehr, sehr lange."

„Verrückt. Das ist verrückt, was wir beide reden." Aber ihre Hand blieb auf der meinen, und sie sah mich plötzlich fragend an, so fragend, daß mir heiß wurde: „Jetzt haben *Sie* den Brief . . ."

Ich holte ihn aus der Tasche und sagte: „Ich würde ihn gerne lesen."

Sie wurde rot wie ein junges Mädchen. „Nein!" Dann sah sie meinen Gesichtsausdruck und sagte still: „Lesen Sie ihn."

„Jetzt will ich nicht mehr." Ich hielt den Brief über die Kerze, und der Brief verbrannte mit gelber Flamme, züngelnd und rußend. „Und schreiben Sie nie mehr Briefe."

„Auch Ihnen nicht?"

„Keinem Menschen. Denn alle Menschen können einem Böses tun."

„Haben Sie viele Frauen gekannt im Leben?"

„Nicht sehr viele."

„Holden . . ."

„Ja?"

„Ich habe ziemlich viele Männer gekannt."

„Wollen wir noch etwas trinken?"

„Ach, Holden, Sie sind so nett."

„Ich liebe Sie", sagte ich. „Da ist es kein Kunststück, nett zu sein."

★

In der Bar mit den Kerzen blieben wir. Der Klavierspieler ließ fragen, ob es Lieder gäbe, die er für uns spielen könnte, und Nina wünschte sich das Lied aus dem Film „Moulin Rouge".

„Sie sollten Ihr Gesicht nie schminken", sagte ich. „Es ist viel schöner ohne Schminke. Als ich Sie zum erstenmal sah, waren Sie ungeschminkt. Und ich verliebte mich sofort in Sie."

„Wann war das?"

„Sie wissen nichts davon. Sie lagen bewußtlos im Krankenhaus, und ich sah durch die Fensterscheibe Ihrer Zimmertür."

„Nein." Sie war entsetzt. „Ich muß schrecklich ausgesehen haben . . ."

„Ja, schrecklich", sagte ich.

„Trinken wir noch etwas", sagte sie. Also tranken wir noch etwas, und sie fragte: „Wundern Sie sich, daß ich nicht betrunken werde?"

Ich nickte.

„Wenn ich unglücklich bin, werde ich nie betrunken."

„Ich wünschte, Sie wären schrecklich glücklich . . ."

Um fünf Uhr schloß die Bar. Als wir auf die Straße hinaustraten, dämmerte es im Osten. Der Himmel war noch sehr blaß, aber es war schon warm. Auf der Fahrt zum Rhein sahen wir Zeitungsfrauen und Milchjungen. Wir hatten beide Fenster herabgelassen. Die Luft war wundervoll nach dem Gewitter.

Lange Zeit sprachen wir nicht. Erst als wir den Strom erreichten, sagte sie: „Ich will nicht nach Hause."

„Sie müssen, Nina . . ."

„Ich will nicht allein sein. Wenn ich allein bin, muß ich wieder an alles denken. Frühstücken Sie mit mir."

„Jetzt?"

„Mir ist etwas eingefallen. Fahren Sie stromaufwärts. Da habe ich einmal ein Boot gesehen, mit einem kleinen Lokal. Auf einer Tafel stand, es wäre Tag und Nacht geöffnet."

Die Chaussee war an vielen Stellen noch naß, aus den alten Bäumen fielen Tropfen auf das Wagendach. Vögel sangen in den Zweigen. Nach einer Viertelstunde erreichten wir das Boot. Es war weiß gestrichen und besaß einen Aufbau mit großen Glasscheiben, der wie ein Espresso eingerichtet war. Auf dem Deck standen ein paar Tische und Stühle. Die Tische trugen buntkarierte Tücher, die Stühle waren rot gestrichen.

Über einen schmalen Steg gingen wir an Bord und setzten uns in die aufgehende Sonne. Ein Bullauge öffnete sich, ein alter Mann sah heraus. Dann kam er auf Deck. An diesem Mann war vieles weiß: das Hemd, die Schürze, die Hosen, die Haare und die Bartstoppeln.

„Morgen, die Herrschaften." Er kam heran, betrachtete uns und stellte fest: „Verliebt und übrig geblieben. Kenne ich. Muß man eine feste Unterlage schaffen." Er ließ uns nicht zu Wort kommen, sondern traf von selbst das Arrangement des Frühstücks: „Nehmen wir Bohnenkaffee, Butter, Brot und jeder drei Eier in der Pfanne mit'm ordentlichen Happen Schinken. Vorher Orangensaft. Ist gut für Sie, meine Dame, hören Sie auf einen alten Mann, man muß eine Unterlage haben."

Damit verschwand er wieder. Wir hörten ihn unten in der Küche rumoren.

Der Strom war eine einzige große Silberfläche. Ein Schlepper mit drei Frachtkähnen zog vorbei. Wir hörten das Tucktucktuck seiner Maschine und sahen den schwarzen Rauch aus dem Schornstein schräg zum Himmel steigen. Möwen flogen tief über dem Wasser. Sie bewegten die Schwingen langsam und sahen sehr elegant aus.

Unser Boot bewegte sich schwach im Wellengang des Schleppers. Die Haltetaue ächzten.

Ich legte meine Hand auf Ninas Hand, und so saßen wir, bis der alte Mann das Frühstück brachte. Der Kaffee roch herrlich, und in kleinen Kupferpfannen brutzelten vergnügt die Eier. Schinken schwamm zwischen ihnen. Der Orangensaft war sehr kalt. Das Brot war dunkel, ganz frisch, in seine Rinde waren Kümmelkörner eingebacken. Und auf dem Butterwürfel saßen kleine Wassertropfen . . .

Wir aßen hungrig, und jetzt sahen wir uns wieder an und lächelten.

Der alte Mann kam mit einer neuen Kanne Kaffee und goß die Tassen wieder voll und lächelte gleichfalls.

„Sind Sie hier allein?" fragte Nina.

„Ich habe zwei Angestellte. Die gehen am Abend. Nachts bin ich allein, ja."

„Aber wann schlafen Sie?"

„Ich schlafe nur ganz wenig, nur ein paar Stunden. Mehr kann ich nicht, seit Dresden."

„Haben Sie den Angriff —"

„Ja. Seither bin ich allein. Hat die ganze Familie erwischt. Ich hatte Glück. Nur daß ich nicht mehr schlafen kann seither. Da habe ich das Boot gekauft. Ist ein gutes Boot, nachts kommen interessante Leute. Und ich bin gerne am Wasser, ich denk immer, wenns mal wieder brennt, wissen Sie . . ."

Er schlurfte fort, freundlich, unrasiert, entrückt.

„Holden?"

„Ja?"

„Wie soll das weitergehen mit uns?"

„Ich weiß es nicht."

„Aber es ist Wahnsinn . . . es ist doch alles Wahnsinn . . ."

„Sie haben eine so schöne Haut. Wenn wir einmal zusammengehören, werde ich Ihnen verbieten, sich überhaupt noch zu schminken."

Gegen sieben Uhr kamen wir nach Hause.

Auf den Stufen vor dem Eingang lag die Morgenzeitung. Ihre Schlagzeile lautete: SENSATIONELLE WENDUNG IM FALLE BRUMMER: HERBERT SCHWERTFEGER DECKT GEMEINES KOMPLOTT AUF!

„Gott im Himmel", sagte Nina. Sie wurde leichenblaß. Sie zitterte. Und ihre Finger krampften sich in meine Arme.

Fortsetzung folgt

Jetzt: à la „Tischlein deck dich"

Jetzt kann man manches feine Gericht zubereiten, zu dem Kartoffelpüree gehört – auch wenn man wenig Zeit hat.

Denn endlich gibt es das, was man sich schon lange gewünscht hat: pürri, das Kartoffelpüree à la „Tischlein deck dich".



Kartoffelpüree

fertig in 1 Minute

4 Partionen kosten 95 Pfg.

Wie schnell das geht – wie bequem und sauber: man bereitet pürri genau nach der Zubereitungsempfehlung, die auf jedem Beutel steht, und schon ist ein lockeres, wohlschmeckendes Kartoffelpüree à la „Tischlein deck dich" fertig. Das schmeckt und bekommt gut. Denn pürri wird ja aus frischen, gargekochten Speisekartoffeln – einem Produkt der Natur – gemacht. Und pürri ist sehr praktisch verpackt: Jedes Paket enthält zwei Beutel für je zwei Personen, pürri paßt also nicht nur für den kleinen, sondern auch für den größeren Haushalt.

GLANZ UND UNTERGANG DES DEUTSCHEN SCOTLAND YARD UND DAS UNHEIMLICHE SCHICKSAL SEINES SCHÖPFERS ARTHUR NEBE

Der Kriminalrat des Teu



In dieser Fortsetzung: Amateurdetektiv Stadt im Mord- minalisten • Der Unhold hat gelispelt nichts • Genau an der angekreuzten wenn die Musik spielt • Wo ist das

Ein Mann ging in den Straßen von Düsseldorf spazieren. Wer ihm begegnete, beachtete ihn nicht, denn dieser Mann fiel in keiner Weise auf. Er war ein gutgekleideter Bürger mit einem immer freundlichen, vertrauenerweckenden Gesicht. Ein Spaziergänger wie hundert andere. Aber seine Spaziergänge endeten fast immer mit einer schrecklichen Bluttat, mit Mord ...

Dieser Mann, der Peter Kürten hieß, wählte für seine Überfälle meistens die

Mord auf der Bühne *Das Theaterstück „Ton in des Töpfers Hand" von Theodore Dreiser war im Herbst 1929 die Attraktion des Düsseldorfer Schauspielhauses. Es war, wie der berühmte Berliner Kriminalist Ernst Gennat meinte, ein ausgesprochenes „Lustmörder-Stück". Er veranlaßte seine Absetzung vom Spielplan, weil in der Stadt ohnedies schon eine hysterische Mord-Psychose herrschte.*

fels

in Frauenkleidern • Eine ganze Wahn • Kriminalisten gegen Kri- • Dreihundert Hellseher wissen Stelle liegt die Leiche • Immer, Foto mit dem unheimlichen Täter?

frühen Abendstunden. Düsseldorf erschauerte, wenn die Dämmerung kam. Scheu und mißtrauisch belauerten sich die Menschen. Konnte nicht jener hagere Mann dort, mit dem dunklen Mantel, der unheimliche Mörder sein? Oder dieser da, im blauen Monteuranzug? Oder der Bursche dort drüben mit dem Fahrrad, der nun schon seit zehn Minuten wartend hinter einem Baume stand?

Vom Februar bis zum September 1929 waren vierzehn Mordüberfälle erfolgt. Nach den ersten fünf hatte die Kriminalpolizei den geisteskranken Staußberg festgenommen. Damit schien die Serie der blutigen Verbrechen zunächst beendet zu sein. Aber dann begann sie wieder, schlimmer als zuvor.

Die Düsseldorfer Kripo tat, was sie konnte, doch den Mörder faßte sie nicht. Sein unglaublich freches und eiskaltes Vorgehen überstieg die Erfahrungen der Düsseldorfer Beamten. Und die tech-

nischen Möglichkeiten einer städtischen Polizeibehörde reichten nicht aus, um alle Spuren und Hinweise hundertprozentig zu bearbeiten.

Düsseldorf gehörte zum Lande Preußen — wie Berlin. In Berlin aber saß als Leiter der Mordinspektion der berühmteste und zugleich gewichtigste Kriminalist Deutschlands: der beinahe drei Zentner schwere Ernst Gennat. Als die Düsseldorfer in dieser unheimlichen Mordsache nicht mehr weiterkamen, schickte das preußische Innenministerium diesen Gennat nach Düsseldorf . . .

„Mord", pflegte Gennat zu seinen Berliner Kommissaren zu sagen, „Mord, Kinners, ist verhältnismäßig eine leichte Sache. Man bekommt zur Aufklärung alle Hilfsmittel, die verfügbar sind."

Was Gennat aber in Düsseldorf bekam, war zunächst einmal ein neuer Mord, begangen am Tag vor seiner Ankunft, am Sonntag, dem 29. September. Das Opfer war die Hausangestellte Ida Reuter.

„Wieder erstochen?" fragte Gennat.

„Nein", antwortete man ihm. „Diesmal wurde das Opfer mit einem Hammer erschlagen. Wahrscheinlich wollte sich der Mörder sobald keinen neuen Dolch beschaffen."

„Sie meinen, weil der Dolch am 25. August in der Wirbelsäule der Gertrud Schulte abgebrochen war, hat der Täter gestern, bei der Ida Reuter, zum Hammer gegriffen? Kann sein, muß aber nicht sein."

Der Dolch war rekonstruiert worden, und Gennats Nachforschungen ergaben, daß er von einer Solinger Fabrik geliefert worden war.

. . . und teilen wir Ihnen mit, daß wir diese Dolchmesser fast ausnahmslos nach Bayern geliefert haben. Nähere Angaben können wir dazu leider nicht machen.

Gennat ließ alle Personen, die in letzter Zeit aus Bayern nach Düsseldorf zugezogen waren, überprüfen. Ergebnislos . . .

Gennat besichtigte den letzten Tatort auf der Rheinwiese, wo Ida Reuter erschlagen worden war.

„Nichts? Keine Spur?"

Der Düsseldorfer Kriminalbeamte, der ihn begleitete, schüttelte den Kopf, dann lachte er: „Eine Verhaftung haben wir allerdings vorgenommen."

Gennat zog die Augenbrauen hoch.

„Wir haben nämlich eine Frau festgenommen, die sich ziemlich auffällig hier in der Gegend herumtrieb. Fünf Minuten später haben wir sie mit den nötigen Ermahnungen nach Hause geschickt. Es war gar keine Frau, sondern ein ausgewachsener Mann, der sich als Amateurdetektiv betätigt hatte."

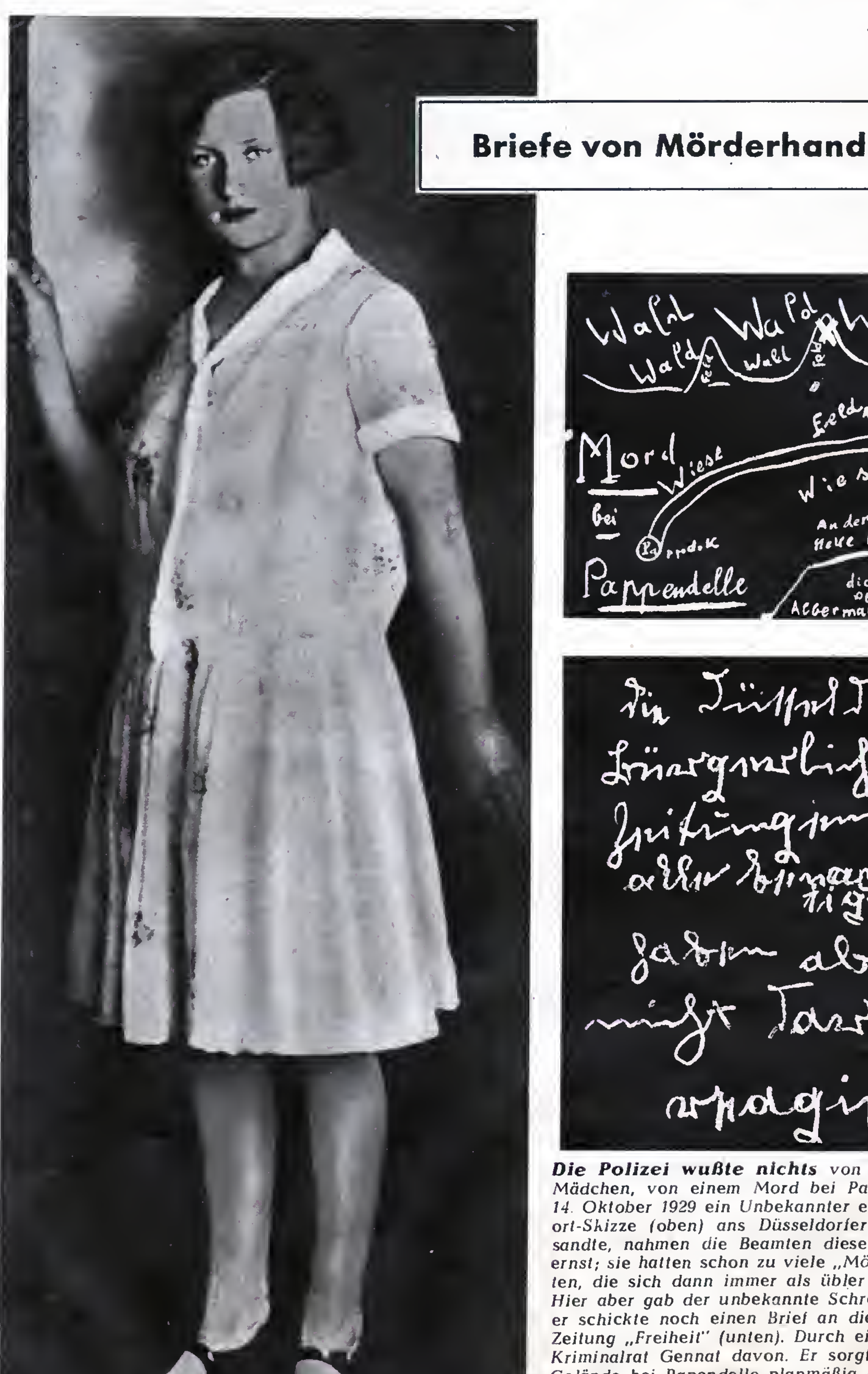
Vielleicht hätte Gennat diesen auffälligen „Amateurdetektiv" nicht schon nach fünf Minuten nach Hause geschickt . . . Vielleicht hätte er ihn etwas länger festgehalten und etwas näher unter die Lupe genommen. Und dann wäre er auf den Namen Peter Kürten gestoßen, auf den Namen eines schon vielfach Vorbestraften.

Die Düsseldorfer Kripo ließ den „Amateurdetektiv" laufen. Man muß ihr hierbei zugute halten, daß es in diesen Wochen viele Männer gab, die abends in Frauenkleidern in der Stadt umherliefen, in der Hoffnung, von dem unbekannten Massenmörder angesprochen zu werden. Sie machten sich selbst zum Lockvogel, um die Bestie zu erwischen, für deren Ergreifung fünfzehntausend Mark Belohnung ausgesetzt waren.

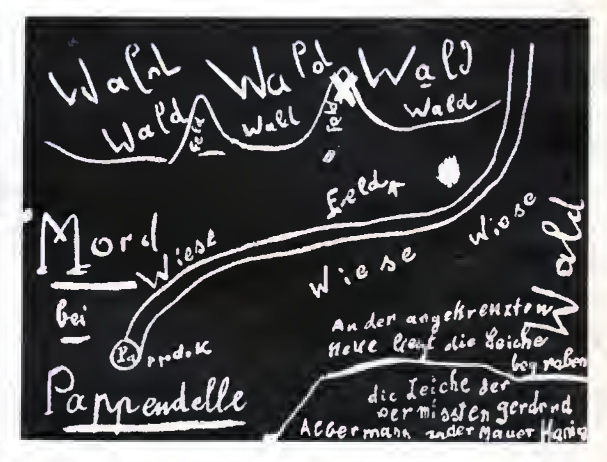
Dreihundert wollen Mörder sein

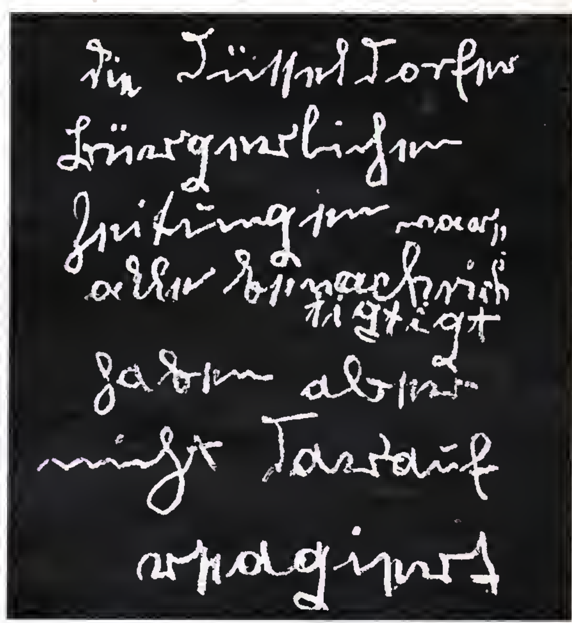
Gennat stand vor einem Berg von Arbeit: Abertausende von Briefen mußten durchgesehen werden, und jeden Tag kamen über hundert neue Zuschriften dazu. Manche der Spuren schienen verheißungsvoll, doch dann lösten sie sich wieder in Nebel auf.

Einige der Anzeigen wiesen auf einen bestimmten Täter hin. In Mettmann wur-



Briefe von Mörderhand





***Die Polizei wußte nichts** von einem vermißten Mädchen, von einem Mord bei Papendelle. Als am 14. Oktober 1929 ein Unbekannter eine primitive Tatort-Skizze (oben) ans Düsseldorfer Polizeipräsidium sandte, nahmen die Beamten diese Mitteilung nicht ernst; sie hatten schon zu viele „Mörderbriefe" erhalten, die sich dann immer als übler Scherz erwiesen. Hier aber gab der unbekannte Schreiber keine Ruhe, er schickte noch einen Brief an die kommunistische Zeitung „Freiheit" (unten). Durch einen Zufall erfuhr Kriminalrat Gennat davon. Er sorgte dafür, daß das Gelände bei Papendelle planmäßig abgesucht wurde. Und tatsächlich — man fand eine Leiche: Maria Hahn (links), die Kürten schon am 8. August ermordet hatte.*

de er festgenommen. Er empfing die Beamten mit den Worten:

„Sie suchen wohl den Düsseldorfer Mörder?"

Auf der Polizeiwache erklärte der Mann dann aber, er sei ein zweiter Moses, er sei viel mehr als Luther . . .

Vor allem waren es etwa dreihundert Selbstbezichtigungen, die Gennat zu schaffen machten. Dreihundert Leute, die behaupteten, der Mörder von Düsseldorf zu sein. Sie mußten alle gründlich vernommen und überprüft werden.

Der wirkliche Mörder aber schwieg. Wenigstens vorläufig noch . . .

Düsseldorf war zu einem brodelnden Hexenkessel geworden. In den Hotelhallen drängten sich die Berichterstatter der Weltpresse, auf der ständigen Jagd nach Schlagzeilen.

Gennat konnte diese Atmosphäre für seine Arbeit nicht brauchen.

„Ich muß eine neutrale Atmosphäre schaffen", erklärte er einem befreundeten Reporter. „Ich muß dem Mörder in dieser Stadt allein begegnen. Die ganze Stadt hier lebt in einer Sherlock-Holmes-Psychose. Jeder spielt Detektiv. Die Leute laufen herum mit einer Flasche Wasserstoffsuperoxyd, um Blutspuren an den Kleidern ihrer Mitmenschen nachweisen zu können. Nachts kriechen sie haufenweise in den Laubenkolonien herum und wollen den Mörder fangen . . . Woher weiß ich beispielsweise denn, daß es nur *ein* Mörder ist? Sehen Se, mein Lieber, det muß ick neutralisieren."

„Wie meinen Sie das, Herr Gennat?"

„Sehen Sie, die Leute sind angstgeschüttelt vor dem Mörder . . . aber zugleich sind sie lüstern auf den nächsten Mord. Übrigens, was ist denn das für ein Stück, das da im Schauspielhaus gespielt wird? Das soll doch ein Lustmörderstück sein?"

„Tja, Herr Gennat, das Stück heißt *Ton in des Töpfers Hand* und ist von dem amerikanischen Autor Theodore Dreiser."

„Ich bin empört. Das ist ja, als ob man sich hier einen Jux aus der ganzen Sache machen würde. Dieses Stück mit seiner Sexualmord-Atmosphäre putscbt die Leute ja geradezu noch auf. Das muß ich ausrotten . . . neutralisieren."

Massig, blaurot im Gesicht, saß der energische Mann dem Reporter gegenüber. Er hielt seinen steifen, schwarzen Hut in der Hand und stützte sich mit beiden Händen auf seinen Krückstock.

„Sehen Se mal, mein Lieber: wenn so ein Stück gespielt wird, da können auch andere zum Mörder werden . . . Vielleicht ist einer da, der begeht zwei oder drei Morde, und die anderen Kerls, die sonst Angst hätten, Angst vor dem Entschluß, allein zu morden, die tun nun alle mit. Alle unter der gleichen Firma. Hier ist eine ausgesprochene Mord-Stimmung in der Stadt, und die muß ich neutralisieren. Ich muß allen anderen die Courage nehmen, so daß ich allein bin mit dem Mörder . . . Was kann ich tun, damit dieses Theaterstück abgesetzt wird?"

„Sie können doch hingehen und das verlangen."

„Nein", sagte Gennat. „Das darf ich nicht. Es gibt bei uns keine Zensur."

„Sprechen Sie mit Frau Dumont vom Schauspielhaus."

Gennat wiegte den Kopf. „Gut. Das werde ich tun."

Eine halbe Stunde später hatte er es erreicht, daß das Theaterstück vom Spielplan abgesetzt wurde. Frau Dumont, die berühmte Theaterleiterin, war sofort bereit, Gennats Wunsch zu erfüllen.

Ein wahrer Feldzug wurde nun organisiert. Die oberste Leitung hatte Kriminaldirektor Gärtner aus Düsseldorf. Seine engsten Mitarbeiter waren die Kriminalräte Momberg/Düsseldorf und Gennat/Berlin sowie die Kriminalkommissare Etz/Düsseldorf, Braschwitz/Berlin und Busdorf/Berlin.

Zwei Mordkommissionen mit je vierundzwanzig Beamten wurden gebildet und später durch sechzehn weitere Kriminalisten verstärkt. Von überallher wurden Spezialisten herangeholt, die jetzt insgesamt zweihundert besonders wichtige Spuren zu überprüfen hatten.

Gennat klassifizierte die Morde in verschiedene Gruppen, je nach den Merkmalen der Tat. Für ihn gab es den Messerstecher . . . den Lassomörder . . . den Mann mit dem Hammer . . . ➡

Der Kriminalrat des Teufels

Aber alle Mühe war vergeblich, der Mörder ging in keine der aufgestellten Fallen. Keine der aufgefundenen Spuren führte zu ihm. Keins der Opfer, das mit dem Leben davongekommen war, lieferte eine brauchbare Beschreibung.

Gennat verhörte stundenlang die jungen Sportler, die die schwerverletzte Gertrud Schulte gerettet hatten. Sie hatten den Mörder nicht gesehen.

Gennat sprach auch mit Gertrud Schulte selbst. Im Krankenhaus. Ihr hatte sich der Mörder als „Fritz Baumgart" vorgestellt und gesagt, er sei Postbeamter.

„Wann hat Sie der Mann angesprochen, Fräulein Schulte?"

„Etwa gegen fünf Uhr nachmittags."

„In Oberkassel?"

„Ja."

„Und dann sind Sie mit ihm nach Neuß zur Kirmes gefahren?"

„Ja."

„Sie waren nicht mißtrauisch?"

„Nein."

„Abends fuhren Sie mit ihm zurück?"

„Ja."

„Können Sie mir den Täter beschreiben, meine Liebe?"

Die Schwerkranke schloß die Augen. „Er war groß, gut aussehend. Er war nicht... er war nicht wie ein... Mörder."

Die Erinnerung überwältigte die Kranke. Gennat streichelte behutsam ihre Hand.

„Sie werden ja wieder ganz gesund, Fräulein Schulte. Es ist noch mal alles gut gegangen. Können Sie mir nicht einen kleinen Hinweis geben, irgendwas Besonderes? Sie waren doch lange mit ihm zusammen. Vom Nachmittag bis zum späten Abend."

Die Kranke lag blaß in den Kissen, schwer atmend und mit geschlossenen Augen. Sie blieb stumm.

„Hat der Mann nichts gesagt? Zum Beispiel, was er besonders gern ißt? Oder woher er stammt? Oder ob er manchmal verreist? Wann er Urlaub hatte? Geht er oft ins Kino? Irgendwas?"

Lange kam keine Antwort. Endlich sagte das Mädchen: „Ich ... ich weiß jetzt was. Er hatte vorn eine Zahnlücke und lispelte beim Sprechen."

Damit begann die Jagd nach einem Mann, der lispelte. Aber Peter Kürten hatte weder eine Zahnlücke noch lispelte er . . .

Davon erfuhren die Berliner nichts

Gennat tat alles, um zu einem „objektiven Befund" zu kommen. Er verglich die Zeugenaussagen, die sich meist widersprachen. Er verhörte verdächtige Personen, und je länger er an diesem Fall arbeitete, desto undurchsichtiger wurde alles.

Routinemäßig überprüfte die Düsseldorfer Kriminalpolizei die vielen tausend Zuschriften aus der Bevölkerung. Viermal stieß sie dabei auf den Namen Peter Kürten. Aber das erledigten die Düsseldorfer Beamten selber, das war ja schließlich keine große Sache, und dazu brauchte man die Berliner Kollegen wahrhaftig nicht.

Ein Kriminalbeamter machte sich auf den Weg zum Hause Kürtens in der Mettmanner Straße. Er sprach mit den übrigen Hausbewohnern, die übereinstimmend erklärten, Peter Kürten sei ein sehr ruhiger, freundlicher Herr. Der ein Mörder? . . . ha, ha . . . völlig ausgeschlossen, ein Witz so was . . .

Der Kriminalbeamte kehrte mit der Meldung zurück: Kürten ist unverdächtig. Ein Blick in seine Strafakten hätte allerdings gezeigt, daß er schon oft vorbestraft war — wegen Roheits- und Sittlichkeitsdelikten.

Und noch einmal versuchte das Schicksal, der Düsseldorfer Kriminalpolizei auf die richtige Spur zu verhelfen: Ein früherer Mitgefangener Kürtens wies daraufhin, sein Zellengenosse habe häufig damit geprahlt, daß er auf Hausangestellte besonders scharf sei und sie gern quäle und mißhandle.

Davon erfuhren Gennat und seine Berliner Kollegen nichts. So was kann man in Düsseldorf auch ohne die Hilfe des dicken Berliners klarbekommen.

Die Polizei ließ vorsichtshalber von Peter Kürten neue Fotos anfertigen, um sie den Überfallenen vorzulegen.

Kürten regte sich deswegen nicht auf; so was konnte bei Vorbestraften ja vorkommen . . .

Leider versäumte es die Polizei, Kürten in seinen eleganten Sommeranzügen zu fotografieren und ihn zu einem „Bitte, recht freundlich" aufzufordern.

So geschah es, daß Gertrud Schulte, der man die Aufnahmen im Krankenhaus zeigte, kopfschüttelnd erklärte, dieser mürrisch dreinblickende Mann sei bestimmt nicht der Täter . . .

Nebe und die Hellseher

Während sich Gennat in Düsseldorf mühte, dem Massenmörder das Handwerk zu legen, beobachteten die verwaisten Mordkommissare in Berlin die Anstrengungen ihres Inspektionsleiters nicht ohne Schadenfreude.

Natürlich hätte ihm jeder die Klärung des Falles gegönnt. Sie hätten Gennat ein Versagen sogar persönlich übelgenommen, stand doch in Düsseldorf die Ehre der Berliner Kriminalpolizei auf dem Spiel . . .

Aber andererseits schadete es dem gestrengen Chef nicht, daß er sich jetzt mal ordentlich abzappelte. Selbst Gennats Lieblingsthese, daß dem Täter eine verhängnisvolle Zufälligkeit wie ein treuer Hund nachlaufe — auch diese Theorie schlug diesmal fehl.

Man war in Berlin ganz froh, jetzt einmal ein wenig selbständig arbeiten zu können und den Dicken für eine Weile los zu sein. Diesen eingefleischten Junggesellen und besessenen Kriminalisten.

In den Dienstzimmern am „Alex" saßen die Mordspezialisten zusammen. Natürlich sprachen sie über Düsseldorf. Sie ließen sich auch durch einen Kollegen vom Rauschgiftdezernat, den Kommissar Arthur Nebe, nicht stören, der heute aktive Mordbereitschaft hatte.

„Morjen. Nischt zu tun für mich?" fragte der Mann mit der Hakennase und dem militärischen Haarschnitt.

Nebe war scharf auf Mordfälle, und sobald er aktive Bereitschaft hatte, rückte er dem leitenden Mordkommissar auf die Bude, um zu fragen, ob er nicht helfen könne.

„Nö, nischt", antwortete der leitende Kommissar.

„Das ist zu wenig", meinte Nebe. „Und was tut sich in Düsseldorf?"

„Ooch nischt."

Arthur Nebe schüttelte den Kopf. „Wenn alle Mordkommissare im Reich so zusammenarbeiten würden wie wir hier unter Gennat, dann wäre Düsseldorf längst klar. Aber Gennat wirds trotzdem schaffen."

„Es sieht bis jetzt gar nicht so aus", wandte der Kommissar ein.

„Wetten?" fragte Nebe. „Wetten, daß ers schafft?"

Die Sekretärin, die Nebes Schwäche kannte, war aufgestanden und hatte stillschweigend Kaffeewasser aufgesetzt. Bald erfüllte der angenehme Duft die nüchternen Amtsräume, und bald saßen die Kommissare zu ihrem allwöchentlichen Kaffeekränzchen zusammen.

Arthur Nebe zog einen Ablagekorb über den Schreibtisch heran. „Toll ist das doch mit diesen Hellsehern", sagte er. „Da sind ja schon wieder vier, die sich anbieten, uns den Namen des Massenmörders zu verraten."

Über dreihundert Hellseher, Astrologen und Wahrsager hatten ihre Mitarbeit bereits angeboten.

Nebe las ein paar dieser Briefe vor. Seine Kollegen amüsierten sich köstlich über die großartigen Versprechungen, die da gemacht wurden.

Nichts in Nebes markantem Gesicht verriet, daß er selbst an Hellseher, Wahrsager und Pendler glaubte, und daß er eine heilige Scheu vor okkulten Dingen hatte. Er sagte vielmehr: „Die Kerls geben nur an wie ne Lore Affen. Natürlich ist das alles Quatsch."

Viele Jahre später wird sich Nebe selbst sein Horoskop stellen lassen. Und dieses Horoskop ist dann anders, ganz anders als die kläglichen Versuche, den Düsseldorfer Mörder zu entlarven: Nebes Horoskop ist richtig, mit brutaler Offenheit sagt es seinen Weg in den Abgrund voraus . . .

Von den dreihundert Astrologen und Hellsehern, die sich jetzt, im Herbst 1929, anheischig machen, das blutige Rätsel von Düsseldorf zu lösen, war der berühmte Jan Erik Hanussen der einzige, der in Zusammenhang mit der Düsseldorfer Mord-Serie wenigstens etwas annähernd Richtiges prophezeit hatte. Nach dem zweiten Mord hatte er nämlich erklärt: „Dieser Mordtat werden noch weitere vierzehn folgen."

Als der Mörder schon sein gutes Dutzend Überfälle hinter sich hatte, überredete Landgerichtsdirektor Hellwig aus Potsdam den Hellseher Hanussen, der Polizei doch noch weitere Hinweise zu geben.

Sechsundzwanzig Hinweise gab Hanussen: über Herkommen, Position, körperliche Mängel und Vorzüge des Täters. Er beschrieb dessen Schrift, den Charakter und seinen Beruf . . . und sechsundzwanzigmal war alles falsch.

Hanussen veröffentlichte sogar einen „Offenen Brief" an den Düsseldorfer Mörder:

Du hast Dich gemeldet, Du fühlst, wie eine Hand aus dem Dunkel nach Dir greift. Du weißt, daß Du ihrem Zugriff nicht entgehst.

Ich sage Dir, stelle Dich der Polizei, liefere Dich der strafenden Gerechtigkeit aus, oder ich werde Dich aus Deinem Schlupfwinkel zerren.

Ich habe Dich beschrieben, wie Du bist. Ich weiß, daß Du einen neuen Mord planst und daß Du am Rande des Selbstmordes stehst.

Belaste Dich nicht mit einem neuen Mord! Sühne Deine Taten!

Ich bin Dir auf der Spur und werde Dich zu fassen wissen.

Es ist nicht bekannt, wie Kürten auf diesen Brief reagierte. Vermutlich aber war er stolz darauf, daß sich ein so berühmter Mann wie Hanussen mit ihm befaßte, und . . . er wird gelächelt haben.

Auch Hanussen konnte den wahren Täter von Düsseldorf nicht identifizieren, sowenig wie er seine eigene spätere Ermordung vorausgesehen hat . . .

Das Telefon im Dienstzimmer der Mordinspektion am „Alex" klingelte. Arthur Nebe schob die Kaffeetasse zur Seite und nahm den Hörer ab.

„Düsseldorf!" sagte er bedeutungsvoll. Er gab das Gespräch an den Leiter der Mordkommission weiter. Es dauerte nur ein paar Minuten.

„War's Gennat? Hat er was Neues? Wie stehen die Aktien?" Die Kommissare bestürmten ihren Kollegen mit Fragen.

„Er schuftet und schwitzt. Die Düsseldorfer schieben ihm alles zu, was in der Nähe einer Kirmes passiert ist, und dann vernimmt der Alte sämtliche Budenbesitzer, Spaßmacher, Würstchenverkäufer, Zirkusbesitzer und legt darüber dicke Akten an. Und wenn die Düsseldorfer irgendeine Spur finden, von der sie ganz besonders wenig halten, dann treten sie auch die an unseren Dicken ab und sagen: ‚Ab damit zum Zirkus Gennat' . . ."

Der Kommissar wandte sich an die Sekretärin: „Ach, Fräulein Dörfler, setzen Sie doch bitte noch mal Wasser auf. Herr Nebe hat keinen Kaffee mehr."

Der Unhold schreibt der Polizei

Vierzehn Tage schon ist Gennat in Düsseldorf. Wer sich von ihm ein Wunder erwartete, sieht sich enttäuscht: Der berühmte Kriminalist hat dem Mörder noch immer nicht die Hand auf die Schulter gelegt.

Die Stadt wird ungeduldig. Wozu ist dieser Berliner Kriminalist hierher gekommen? Schafft er es jetzt genauso wenig wie die Düsseldorfer?

Gennat selbst muß zugeben, daß er noch im Dunkeln tappt. Und trotzdem geschieht etwas, das ihm weiterhelfen könnte — wenn er davon wüßte . . .

Der Polizeibeamte, der morgens im Präsidium die Post sortiert und den einzelnen Dienststellen zuleitet, hält am Morgen des 14. Oktober einen merkwürdigen Brief in der Hand. Er ist mit Blaustift auf unbedrucktes Zeitungspapier geschrieben und lautet:

MORD
BEI PAPENDELLE,
AN DER ANGEKREUZTEN STELLE,
WELCHE NICHT MIT UNKRAUT
BEWACHSEN IST
UND MIT EINEM STEIN BEZEICHNET
IST,
LIEGT DIE LEICHE BEGRABEN,
1½ METER TIEF.
DÜSSELDORFER STADTANZEIGER
UND LANDSMANN GENNAT HABEN
KENNTNIS

Der Beamte tut das, was Beamte in dieser Lage zu tun pflegen: Er gibt den Brief an die Mordkommission weiter.

Die Mordkommission von Düsseldorf hat offensichtlich keine Lust, den berühmten Berliner Kollegen Gennat mit solchen Kleinigkeiten zu behelligen. Einfach in den Papierkorb werfen oder ablegen läßt sich ein solcher Brief aber auch nicht. Infolgedessen schickt die Mordkommission den Brief erst mal an den für Papendelle zuständigen Landjägerposten.

Ein Gendarm schwingt sich auf sein

Hundstage . . .

EINE NEUSCHÖPFUNG INTERNATIONALEN STILS

Exklusiv fotografiert für Peer de Luxe: Eden Roc, Côte d'Azur

KRISTINUS

PEER

de Luxe



Das großzügige, nur wenigen Cigaretten der Weltklasse vorbehaltene Format de Luxe ermöglicht die Verwendung einer betont leichten Mischung, die durch eine besonders klare Geschmacksnote charakterisiert wird.

10 Stück
GOLD-MUNDSTÜCK
FILTER
DM 1,–

PEER *de Luxe* ANBIETEN – IMMER EINE NOBLE GESTE

Der Kriminalrat des Teufels

Fahrrad und fährt auf den Gutshof Papendelle. Er hält dem Verwalter den Brief unter die Nase.

„Wissen Sie da irgendwas davon?"

Natürlich weiß der Verwalter nichts davon, daß auf seinem Gutshof oder in der Nähe eine Leiche vergraben ist.

„Da ist ein Kreuzchen", sagt der Gendarm und zeigt auf die grobe Skizze neben dem Brief. „Und da soll eine Leiche vergraben sein. Wo könnte das denn sein?"

Der Verwalter dreht den Brief hin und her. „Das weiß ich nicht. So was, wie das hier gezeichnet ist, so was gibts hier gar nicht."

Der Gendarm tut trotzdem seine Pflicht: Er radelt in der Gegend kreuz und quer herum, findet aber weder eine nicht mit Unkraut bewachsene Stelle noch einen Stein, der ein Grab bezeichnen könnte.

Auf dem Dienstweg schickt er seinen negativen Bericht mit dem Brief ans Polizeipräsidium zurück.

Der Mörder hat sich leider zu undeutlich ausgedrückt. Hätte er nämlich auch den Namen der Leiche dazugeschrieben, den Namen „Maria Hahn", dann wäre der Polizei vielleicht aufgefallen, daß diese Maria Hahn seit dem 9. August als vermißt gemeldet ist. Von einem Mord und einer Leiche aber ist im Augenblick der Düsseldorfer Kripo nichts bekannt...

Vielleicht hatte der Mörder gehofft, die Polizei würde diesen Brief veröffentlichen und damit die Düsseldorfer in neue Aufregung versetzen. Der Brief wird aber nicht veröffentlicht, und der Mörder sieht sich um seine Sensation betrogen. Doppelt betrogen deshalb, weil er nämlich schon einmal, wie sich später herausstellt, einen Brief mit dem gleichen Inhalt an den *Düsseldorfer Stadtanzeiger* geschrieben hat. Merkwürdigerweise hat die Redaktion diesen Brief nie erhalten...

Jedenfalls setzt sich am 8. November der um seinen Publikumserfolg betrogene Mörder wieder hin und schreibt einen dritten Brief mit Skizze, den er diesmal an die kommunistische Zeitung *Freiheit* richtet.

Die *Freiheit* fällt aber auch nicht gleich auf diesen „Mörderbrief" herein: Zu viele Leute haben sich in letzter Zeit den traurigen Scherz erlaubt, Mörderbriefe zu schreiben und damit die Öffentlichkeit und die Polizei verrückt zu machen.

Durch einen Reporter erfährt die Kriminalpolizei zufällig von diesem an die *Freiheit* gerichteten Brief. Diesmal kommt die Neuigkeit auch Gennat zu Ohren, er läßt den Brief holen.

Am 12. November schickt Gennat ein Polizeikommando zu dem Gutshof Papendelle. Die Beamten versuchen dasselbe, was schon der Gendarm versucht hat: das Grab einer unbekannten Leiche zu finden. Von einem Mord an Maria Hahn ahnt man ja noch nichts.

Die Skizze ist kein Generalstabsplan, und deshalb finden auch die Beamten keine Stelle ohne Unkraut, die mit einem Stein bezeichnet ist.

Um nicht ganz unverrichteterdinge nach Hause zu kommen, durchstreifen die Beamten noch die Umgebung und stoßen dabei auf einen Landwirt, den sie routinemäßig ausfragen.

Von einem Grab weiß der Mann nichts, aber er sagt: „Da haben wir bei der Ernte eine Damenhandtasche und einen Bund mit vier Schlüsseln gefunden. Vielleicht interessiert Sie das?"

Das interessiert die Beamten. Sie nehmen die Handtasche und den Schlüsselbund mit.

Kurze Zeit später wird festgestellt, daß die Handtasche und die Schlüssel einer gewissen Maria Hahn gehören, die seit Monaten vermißt ist.

Auf dem Brief steht aber noch ein Hinweis: da steht, daß die Leiche der ebenfalls vermißten Gertrud Albermann, offenbar noch eines Opfers also, an der „Mauer Haniel" vergraben sei.

Schon am 9. November, noch vor Erhalt dieses Briefes, hat die Polizei die Leiche der fünfjährigen Gertrud Albermann an der Mauer der Fabrik Haniel-Lueg gefunden.

Da der Brief den Stempel vom 8. November trug, die kleine Gertrud aber erst am 9. November von der Polizei gefunden wurde, muß dieser Brief von einem Mitwisser des Täters oder vom Täter selbst geschrieben worden sein...

Dann muß dieser Briefschreiber aber auch Maria Hahn getötet und tatsächlich an der bezeichneten Stelle vergraben haben. Jetzt gilt es also nur noch, diese Stelle zu finden.

Das Bild des Mörders

Eine kleine Kolonne von Polizeibeamten, Arbeitern und Journalisten geht am frühen Morgen des 16. November noch einmal ins Gelände nach Papendelle hinaus.

Es ist ein feuchtkalter, nebliger Herbstmorgen. Das wellige Wiesengelände und die teilweise schon kahlen Waldränder werden meterweise abgesucht, und endlich findet man die Stelle, die der Mörder beschreibt.

Die Arbeiter müssen fast anderthalb Meter tief graben, ehe die nasse, lehmhaltige Erde das tote Mädchen freigibt.

Der Lehmboden hat die Tote konserviert. Ihr Körper ist von unzähligen Stichen durchbohrt.

Maria Hahn wurde am 8. August, hier an dieser Stelle, von Kürten ermordet. Während das Mädchen sein Leben aushauchte, tönte vom Tale her die Tanzmusik herauf . . .

Jetzt endlich hat Gennat das in der Hand, was er so lange sucht: einen greifbaren Hinweis auf den Mörder, der eine so große Vorliebe fürs Briefschreiben hat und seine Untaten der Öffentlichkeit keinesfalls vorenthalten möchte.

„Mord, Kinners, ist verhältnismäßig eine leichte Sache", hatte Gennat seinen Berliner Kommissaren so oft gepredigt.

Da hat er nun seine leichte Sache . . .

Aber Gennat kommt einfach nicht weiter. Es meldet sich zunächst kein Zeuge, der den Mörder in der Gegend von Papendelle beobachtet hat. Niemand sah einen Mann mit einer Schaufel, und niemand weiß etwas von einem Mann, der in diesem schweren Lehmboden ein so großes Loch ungestört graben konnte.

Wohl findet sich jetzt auch die Schaufel in einem nahen Wiesengraben. Doch Fingerabdrücke? Fehlanzeige.

Spürhunde? Nach so langer Zeit wäre das sinnlos.

Die Nachforschungen nach der Herkunft der Schaufel verlaufen im Sande.

In Düsseldorf ist eine Atmosphäre entstanden, wie sie in London herrschte, als Jack the Ripper, der berüchtigte Bauchaufschlitzer, sein Unwesen trieb.

Die Sonderkorrespondenten der größten Zeitungen geben sich hier ein Stelldichein. Sie treffen sich in den Altstadtkneipen und sprechen über den Massenmörder, und sie treffen sich in dem großen Kaffeehaus, in dem, ohne daß sie es wissen, eine Frau Kürten arbeitet. Allerdings weiß diese Frau Kürten auch nichts von den so folgenreichen Spaziergängen ihres Mannes . . .

Gerüchte entstehen, verbreiten sich mit Windeseile und zerplatzen wie Seifenblasen.

Aber dann, am 25. November, scheint Gennat Glück zu haben.

„Da sind zwei Mädchen, Herr Gennat, die behaupten, von Maria Hahn etwas zu wissen."

„Herein mit ihnen."

Die beiden Mädchen blicken neugierig auf den dicken Berliner, dessen Bild sie schon in den Zeitungen gesehen haben, und von dem geschrieben stand, er esse dauernd Kuchen mit Schlagsahne.

Hier, in seinem Dienstzimmer, ist von Schlagsahne nichts zu sehen.

„Na, Kinder, was bringt ihr mir denn? Kennt ihr die Maria Hahn?"

Die Mädchen kennen Maria Hahn nicht, aber sie haben das Bild des Mädchens gesehen. Die eine sagt:

„Wir waren nämlich an jenem Tag, am 8. August, draußen in dem Gartenrestaurant Stindermühle. Und da haben wir dieses Mädchen gesehen."

„So? Wißt ihr das genau?"

„Ganz genau. Wir saßen ja am gleichen Tisch mit ihr."

Gennats Gesicht läuft dunkelrot an. „Am gleichen Tisch, so. War da das Mädchen allein?"

„Nein, eben nicht. Es saß noch ein Mann dabei."

„Können Sie ihn beschreiben?"

„Ja. Er war ziemlich groß und sehr adrett angezogen."

„Wie groß etwa?"

Die Mädchen sagen Gennat, was sie wissen. Sie schildern Kürtens hellgrauen gestreiften Sommeranzug, beschreiben den gutaussehenden Mann und erzählen, daß er später mit Maria Hahn in Richtung Papendelle fortging.

„Aber vorher, Herr Kommissar, da waren nämlich so ein paar junge Leute, die kamen wohl aus Wuppertal, und die fotografierten immer. Sie machten auch mit uns ihren Spaß und fotografierten unseren Tisch."

Gennat hält den Atem an. „Den ganzen Tisch? Mit dem Mädchen und dem . . . Mann?"

„Ja. Und sie sagten, sie würden uns ein Bild schicken."

„Habt ihr das Bild?"

„Leider nicht."

„Und ihr wißt auch nicht den Namen des Fotografen?"

„Nein. Aber wir dachten . . ."

Gennat hätte die Mädels am liebsten umarmt. „Natürlich, Kinners, ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen. Vielen Dank."

Noch am gleichen Tag beginnt die Mordkommission in Düsseldorf eine Großfahndung nach dem jungen Fotografen, der, ohne es zu ahnen, das Bild des Massenmörders besitzt . . .

Im nächsten Heft:

In der Falle...

Männer, Frauen ... Motoren

Die Wahrheit über Caracciola

Bis heute wußte die breite Öffentlichkeit nicht, daß der große „Caratsch" seine Siege und Rekorde mit — zerschmettertem, verkürztem Bein gefahren hat . . .



Rudis dunkelste Stunde *Halb bewußtlos, Blut im Gesicht, mit zerschmettertem Bein wird Caracciola am 21. April 1933 von der Rennbahn in Monaco weggetragen. Ursache des Unglücks: Versagen der Bremsen. Wie dieser Sturz das ganze Leben Caracciolas überschattete, schildert Neubauer.*

Der Weg zum Ruhm führte Rudolf Caracciola schon in jungen Jahren steil nach oben. Um so grausamer daher sollte auch sein Absturz sein . . . Erst war es nur ein Bröckeln, damals im Jahre 1933, als auch die Firma Alfa Romeo ihren Rennstall auflösen und Rudi einen Kündigungsbrief schicken mußte.

Aber so schnell gab ein Caracciola das Rennen nicht auf. Er hockte sich in Arosa mit Louis Chiron, seinem Freund und Rivalen aus ungezählten Motorenschlachten, an einen Tisch. Sie brüteten über Zahlenkolonnen, Bankauszügen und Preislisten, und dann gründeten sie eine Renngemeinschaft.

Die Rollen waren schnell verteilt: Rudi und Louis würden am Steuer sitzen, während die blonde Baby, Chirons Freundin, an der Boxe das Kommando führen und Charly, Caracciolas Frau, dafür sorgen sollte, daß wieder Geld in die Kassen fließt.

Am 23. April sollte die „Scuderia CC" im Kurvenlabyrinth von Monte Carlo beim Großen Preis die Feuertaufe erleben. Es ging um 100 000 Franken — und Rudi war heißer Favorit.

Aber dann geschieht es — zwei Tage vor dem Rennen.

Es ist sieben Uhr früh, ein strahlender Morgen. Ein sanfter Wind weht vom Meer über die Stadt der Millionäre.

Rudolf Caracciola und Louis Chiron, die Teamkameraden, wollen gerade noch mal eine Trainingsrunde fahren . . . Vor drei Minuten sind die Wagen hinter der Zielkurve verschwunden.

Baby blickt ungeduldig auf die Stoppuhr. Längst hätten Rudi und auch Louis zurück sein müssen.

Charly trommelt nervös auf ihrer Handtasche. Merkwürdig — Dackel Moritz ist von seinem gewohntem Platz aufgestanden, streicht unruhig hin und her. Das tut er sonst nie; er wartet immer geduldig, bis Herrchen aus dem Wagen steigt.

Da — ein blauer Wagen mit weißen Streifen und einem doppelten C auf der Motorhaube schießt heran und hält mit quietschenden Bremsen vor der Box.

Es ist Chiron.

Aber — er ist leichenblaß unter der Ölschicht, die sein Gesicht überzieht.

„Was ist mit Rudi?" fragt Charly und ihre Stimme zittert.

Chiron weicht ihren Blicken aus. „Oh . . . nur ein kleiner Unfall . . . nichts Ernstes . . . hat sich die Nase eingepufft . . . das ist alles . . ."

Doch Baby kennt das Gesicht des Mannes, dem sie so lange Gefährtin war. Sie kann in seinen Augen lesen, sie versteht jede Schwingung seiner Stimme. Ihr ist klar — Louis will Charly nicht erschrecken . . .

„Wie ist es passiert?" fragt Charly mit gepreßter Stimme.

Louis zuckt die Achseln. „Ich war dicht hinter ihm. Er hatte zuviel Fahrt in der Tunnelkurve. Vielleicht ist er geblendet worden, vielleicht hat die Bremse versagt . . . er ist gegen eine Laterne gefahren und mit dem Kopf gegen das Lenkrad geprallt. Man hat ihn schon ins Krankenhaus gebracht."

Charly steht starr. Sie bringt kein Wort über die Lippen. Hilflos starrt sie Baby an.

Seit sieben Jahren hatte sie sich vor diesem Augenblick gefürchtet — und hatte doch gewußt: einmal würde er kommen.

Hundert-, nein tausendmal hatte sie sich ausgemalt, wie sie Rudi eines Tages bringen würden. Auf einer Bahre, blutend, ohnmächtig oder gar . . . tot. Ich werde tapfer sein, hatte sie sich vorgenommen. Ich werde nicht jammern und weinen.

Plötzlich fühlt Charly fest und kühl Babys Hand in der ihren.

„Komm", sagt Baby. „Komm — wir gehen zu ihm. Er wird uns brauchen. Und — du mußt sehr tapfer sein . . ."

Die Chancen stehen schlecht

In dem hellen Saal riecht es nach Chloroform und Desinfektionsmitteln. Ein Ventilator surrt monoton. Eine Schwester legt lautlos weiße Binden zurecht. In einer Ecke steht ein Kübel mit flüssigem Gips.

Caracciola liegt regungslos auf dem Operationstisch in der Mitte des Raumes. Über seine Nase spannt sich ein Verband. Auf seiner Stirn perlt Schweiß. Seine Augen sind weit aufgerissen und voll Angst.

Der rechte Oberschenkel ist entblößt und in Höhe des Hüftknochens blutunterlaufen und geschwollen.

Charly zuckt zusammen. Also nicht die Nase . . . das Bein!

Rudi versucht ein Lächeln. Es wird zur Grimasse. „Keinen Schreck bekommen, Charly", sagt er leise. „Alles halb so schlimm . . . nur ein Bruch . . ."

Charly sinkt auf einem Stuhl zusammen und bedeckt ihr Gesicht mit beiden Händen. Rudi soll die Tränen nicht sehen, die unaufhaltsam über ihre Wangen rinnen.

Jetzt kommt auch Baby mit dem Arzt in den Operationssaal. Sie hatte Charly vorausgeschickt . . .

Rudi streckt den Arm aus, greift nach Babys Hand, hält sie eisern fest, preßt sie zusammen, daß Baby einen Schmerzensschrei unterdrücken muß.

„Baby", keucht er, und wieder ist die riesengroße Angst in seinen Augen. „Baby — sag ihnen, sie sollen ziehen . . . das Bein darf nicht kürzer werden . . . sonst kann ich nie mehr fahren . . . verstehst du . . .?"

„Ja", sagt sie heiser. „Sei nur ruhig, Rudi. Du wirst wieder fahren können. Bestimmt, ganz bestimmt . . ."

Das vertraute „Du" kommt zum ersten Male über ihre Lippen, ganz unbewußt.

Denn Baby denkt nur immer wieder an die schrecklichen Worte des Arztes, als er ihr vorhin, draußen auf dem Flur, die Röntgenaufnahmen zeigte.

„Dieser Mann", hat der Arzt zu Baby gesagt, „wird nie wieder ein Rennen fahren . . ."

Seltsam, denkt sie, als sie längst wieder in ihrem Hotelzimmer ist. Warum hat er mich zu Hilfe gerufen und nicht Charly, seine Frau, die er doch liebt?

Am nächsten Morgen kommt ein kleiner Mann mit lebhaften Augen in Caracciolas Zimmer. Es ist Giovannini, der ehemalige Rennleiter von Alfa Romeo. ➡

Männer, Frauen und Motoren

Einst waren sie erbitterte Gegner, wenn die roten Alfas gegen die weißen Mercedes kämpften. In jenem Jahr, als Rudi für das Team der Italiener fuhr, hatten sie jedoch gute Freundschaft geschlossen.

„Ich traue diesen Knochenflickern von Monaco nicht über den Weg", sagt Giovannini. „Die können einen Blinddarm nicht von einem Mammutzahn unterscheiden. Aber ich kenne einen Spezialisten in Bologna. Ich werde noch heute mit ihm telefonieren. Er soll kommen und Sie untersuchen."

Vierundzwanzig Stunden später trifft Professor Putti in Monaco ein. Er sieht die Röntgenaufnahmen. Er untersucht Caracciolas Verletzungen, lange und sorgfältig.

„Können Sie mir helfen, Professor?" fragt Rudi, und seine Stimme zittert vor verhaltener Angst.

Der Arzt überlegt lange, bevor er antwortet. „Signor Caracciola — ich will Ihnen nichts vormachen. Ihre Chancen stehen nicht allzu rosig. Der Schenkelhals-Knochen ist völlig zerschmettert. Die halbe Gelenkkugel des Oberschenkels ist abgesplittert. Unter diesen Umständen ist eine Operation nicht möglich."

„Aber, Professor . . . meine ganze Zukunft steht auf dem Spiel . . . mein Leben hat für mich keinen Wert mehr, wenn ich keine Rennen fahren kann . . ."

Putti zuckt die Achseln. „Ich bin kein Zauberer. Aber ich will sehen, was ich tun kann. Kommen Sie in meine Klinik nach Bologna."

Rudi wird nach Bologna gebracht. Professor Putti versucht, den Bruch zu richten, er beschwert das Bein mit Gewichten, er legt es in Gips.

Wochen vergehen. Wochen der Sorge, der Ungewißheit, des Wartens. Wochen, in denen sich Rudi in seinem schweren Gipspanzer kaum zu rühren vermag.

Rudi erträgt all die Unbequemlichkeiten mit größter Geduld. Aber in seinem Denken kreisen die ewig gleichen Fragen, sie quälen ihn, sie verfolgen ihn: Wird der Knochen heilen? Wird sich genügend neues Knochengewebe bilden? Oder — wird er zum Krüppel werden? Wird er nie wieder fahren können? Ist dies das Ende seiner Laufbahn?

Niemand weiß es. Und von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wachsen Rudis Ängste und Zweifel.

Wenigstens eine Sorge erspart

Aber auch die Rechnungen für den Arzt, für Verbände, für das Krankenhaus werden täglich länger . . . Kranksein kostet Geld. Viel Geld sogar. Mehr, als selbst ein Caracciola besitzt.

Damals wäre Rudi finanziell verloren gewesen, wenn sich nicht kurz vor seinem Sturz etwas ereignet hätte, woran ein gewisser Alfred Neubauer mitdrehen half . . .

Es war am Abend vor dem letzten Training in Monaco. Ich saß in meinem Büro in Untertürkheim und malte meinen „Friedrich Wilhelm" unter einen Stoß von Briefen.

Die Uhr zeigte fünf vor fünf, und ich hatte es eilig. Meine Frau, die Hansi, kann es gar nicht leiden, wenn ich zu spät zum Essen heimkomme. Und auch ich bin gerne pünktlich — denn niemand versteht sich auf das Kochen so gut wie sie.

Da klingelte das Telefon.

„Ein Ferngespräch aus Monaco", sagte meine Sekretärin, die Heinze. „Frau Caracciola möchte Sie dringend sprechen."

„Lieber Herr Neubauer", hörte ich gleich darauf die vertraute Stimme. „Sie müssen uns aus einer großen Patsche helfen."

„Wird gemacht", sagte ich. „Für meinen alten Caratsch und seine liebenswerte Caratschine geh ich Pferde stehlen. Was soll's denn sein — ein Schimmel oder Rappen?"

„Weder — noch", lachte Charly. „Sie wissen doch — in drei Tagen ist unser erstes Rennen. Aber wir haben noch keine Versicherung gefunden, die uns aufnehmen würde."

„O weh", meinte ich. „Da wird's ja höchste Eisenbahn. Ich will mal sehen, was ich für Sie tun kann."

Und dann — obwohl meine Frau wartete — lief ich ins Büro von Generaldirektor Kissel. Auch er war gerade dabei, das Werk zu verlassen.

Ich erzählte ihm vom Telefonanruf. Er überlegte keine Sekunde. Er liebte ja den Caratsch wie seinen Sohn.

„Wir müssen ihm helfen", sagte er. „Das sind wir Caracciola schuldig. Hoffentlich erreiche ich jetzt noch so einen Versicherungsfritzen . . ."

Ich kenne den Kummer mit den Rennfahrer-Versicherungen nur allzu gut. Schauen Sie einmal in Ihre eigenen Versicherungspapiere. Sie werden sehen — Unfälle bei sportlichen Veranstaltungen sind zumeist von der Leistung ausgeschlossen.

Das Risiko ist viel zu groß. Besonders damals, in den schlechten Zeiten, wollte sich keine Gesellschaft auf das Geschäft einlassen. Oder sie schraubte die Prämien derartig hoch, daß einem schwindlig werden konnte.

Anders sieht es aus, wenn man eine Millionenfirma im Rücken hat. Wenn man einen Fahrer im Rahmen eines Werkvertrages unterbringen kann.

Rudi fuhr damals zwar nicht für Daimler-Benz. Aber das Wort eines Generaldirektor Kissel wog schwer bei den Versicherungsgesellschaften . . .

Am nächsten Morgen schrillte um acht Uhr früh das Telefon in meiner Wohnung.

Es war Charly.

Und dann erfuhr ich zu meinem abgrundtiefen Schrecken von Caracciolas schwerem Sturz. Charly, am anderen Ende der Leitung, hielt sich tapfer. Aber ich hörte doch das kleine unterdrückte Weinen in ihrer Stimme, versuchte sie zu trösten . . .

Plötzlich fiel mir siedendheiß ein — die Unfallversicherung Rudis, gestern abend . . . Ob wohl Generaldirektor Kissel noch einen Versicherungsfritzen erreicht hatte? Du lieber Himmel, was für 'ne Katastrophe, wenn nicht . . .

Ich telefonierte, bis die Drähte glühten. Und dann konnte ich aufatmen. Die Versicherung war abgeschlossen worden — am Vorabend vor Caracciolas Sturz!

Blamage für deutsche Wagen

Da liegt nun also einer der besten europäischen Rennfahrer auf seinem Schmerzenslager und weiß nicht, ob er künftig überhaupt noch fahren kann.

Die Nachricht von seinem schweren Sturz geht durch alle Länder. Keiner, der Caracciola nicht von ganzem Herzen bedauert und ihm baldige Genesung wünscht. Aber niemand ahnt, nicht einmal ich, wie teuflisch dieser Sturz den Knochen Caracciolas mitgespielt hat.

Die Rennsaison beginnt ohne den berühmten Caratsch. Für uns wirds ein trauriger Rennbeginn. Nicht nur, weil unser Freund Rudi fehlt.

Das Avus-Rennen vom 21. Mai 1933 bringt eine vernichtende Niederlage für die deutschen Wagen. Die Ausländer machen den Sieg unter sich aus. Achille Varzi gewinnt.

Manfred von Brauchitsch, den ich wieder „privat" zu betreuen habe, muß in 15 Runden fünfmal die Reifen wechseln — und landet abgeschlagen auf dem 6. Platz. Als bester Deutscher . . .

Die halbe Reichsregierung, allen voran der neue Vizekanzler von Papen, sieht dieses Rennen, diese Niederlage der deutschen Wagen, diesen Untergang des einst so berühmten Mercedes-SSKL.

Zu dieser Zeit wird in Untertürkheim der Entschluß gefaßt: Daimler-Benz wird einen Rennwagen nach der neuen 750-kg-Formel bauen. In den Konstruktionsbüros, hinter Stacheldraht und verschlossenen Türen arbeiten bereits die Ingenieure mit Hochdruck. Sie arbeiten an einem Projekt, das Millionen kosten wird.

Aber — wir bekommen Konkurrenz. In Zwickau sitzt ein gewisser Herr von Oertzen als Generaldirektor der jungen Firma „Auto-Union". Der gleiche Mann, der, wie ich Ihnen schon erzählte, um ein Haar einen gewissen Alfred Neubauer den Mercedes-Werken weggeschnappt hätte . . .

Auch Generaldirektor von Oertzen hat eine Schwäche für schnelle Wagen.

„Wir müßten einen Auto-Union-Rennwagen bauen", sagt er im Frühjahr 1933 zu seinem Mitarbeiter, dem Stuttgarter Konstrukteur Dr. Porsche. „Das wäre eine Bombenreklame für unsere junge Firma!"

„Tun Sie's doch!" sagt Dr. Porsche. „Sie haben das Geld — und die Werkanlagen für ein solches Unternehmen!"

„Aber leider keinen Konstruktions-Plan für einen Wagen . . ."





Wieder in Monaco, *dem Ort seines schweren Sturzes, ist Rudolf Caracciola diesmal unter den Siegern der Rallye Monte-Carlo 1952. Fürst Rainier begrüßt den alten Kämpen der Rennbahn. Wie schon so oft in seinem Leben hält Caratsch Siegespokale in den Händen. Im gleichen Siegerteam der „Rennkollege" von einst: Hermann Lang (oben, ganz links).*

„Wenns weiter nichts ist", sagt der Konstrukteur mit geheimnisvollem Lächeln und zieht ein Stück Papier aus seiner Tasche. „Das ist der fertige Entwurf für meinen P-Rennwagen ..."

Wenige Wochen später kauft die Auto-Union die kompletten Pläne für den P-Rennwagen auf. Porsches Firma, die Stuttgarter „Hochleistungs-Fahrzeugbau G.m.b.H." macht ihren Laden zu.

Hans Stuck, Prinz zu Leiningen, August Momberger und Wilhelm Sebastian werden als Fahrer für die neue Rennmannschaft der „Auto-Union" engagiert.

Damals, im Frühjahr 1933, läutet eines Morgens das Telefon in der Wohnung von Hans Stuck. Eine Sekretärin sagt: „Hier Reichskanzlei, Berlin ..."

Der lange Hans bekommt einen Heidenschreck, als sich mit rauher, kehliger Stimme — der neue Reichskanzler Adolf Hitler meldet.

„Herr Stuck", sagt Hitler, „ich habe unsere Begegnung im Braunen Haus im vergangenen Herbst nicht vergessen. Jetzt ist es soweit. Jetzt sind wir an der Macht. Jetzt will ich dem deutschen Motorsport helfen. Bringen Sie diesen Dr. Porsche zu mir ..."

Wenige Tage später sind Dr. Porsche, Hans Stuck und Generaldirektor von Oertzen in der Reichskanzlei. ➡

„Grüß Gott, Herr Hitler", sagt der kleine, schnauzbärtige Konstrukteur. Und dann schildert er Hitler den Plan für seinen Rennwagen. Er nennt die wichtigsten Daten, Zahlen.

Hitler hört aufmerksam zu. „Der deutsche Sport muß wieder führend werden", sagt er dann. „Es darf keine Blamagen mehr geben — wie kürzlich auf der Avus. Ich werde einen Betrag von 450 000 Reichsmark jährlich für den Rennwagenbau zur Verfügung stellen. Dazu noch Prämien, 20 000 für den Ersten, 10 000 für den Zweiten, 5000 für den Dritten bei Großen Preisen ..."

Dann sind die Besucher entlassen.

Eine halbe Million Mark — das ist nicht viel. Denn die Kosten eines Rennstalles betragen für eine Firma mehr als vier Millionen Mark im Jahr.

Aber Geld ist Geld.

Und um diese 450 000 Mark setzt hinter den Kulissen ein heißer Kampf zwischen Daimler-Benz und der Auto-Union ein.

Hin und her geht das Tauziehen, jede der beiden Firmen möchte den Batzen für sich. Doch — im Reichsverkehrsministerium entscheidet ein Beamter wie der weise König Salomon: Jede Firma bekommt die Hälfte. 225 000 Mark im Jahr.

Rosemeyer fährt für NSU

Während in Untertürkheim und Zwickau die neuen Rennwagen entworfen werden, während Rudolf Caracciola in Bologna auf Heilung hofft, habe ich beim Kesselbergrennen, im Juni 1933, eine Begegnung mit einem alten, jungen Freund.

Ich bin mit einem todschicken Mercedes-Sportwägelchen dabei. Es hat eine neuartige Karosserie: Holz, mit Leder bespannt, besitzt 3,8 Liter Hubraum und einen Kompressor, ist schnittig, schnell und „dufte" — wie die Berliner sagen.

Wie ich so über die Strecke gondele, steht da ein junger Mann im Lederdreß am Straßenrand, mit einer auf Hochglanz polierten NSU-Rennmaschine.

Diese Nasenspitze, dieses freche Jungengesicht mit den hellen Augen kommen mir irgendwie bekannt vor ...

„Hallo, Sie", rufe ich und halte an. „Wir kennen uns doch, ja natürlich, damals bei der Garmischer Winterfahrt ... Rosenberger, Rosenheimer oder so ähnlich, stimmts?"

„Beinahe", sagt der junge Mann. „Rosemeyer aus Lingen ..."

„Na, wie geht's? Wie ich sehe, haben Sie das Rennfahren noch immer nicht satt ...?"

„Ganz im Gegenteil. Ich bin hungriger als je zuvor. Und wenn ich einen Wagen wie den Ihren sehe, wächst der Appetit ins Sagenhafte ..."

„Na", sage ich gönnerhaft. „Ich will nicht schuld sein an Ihrem Hungertod. Wollen Sie mal 'ne Proberunde drehen? Aber schön vorsichtig mit dem neuen Wagen, wenn ich bitten darf!"

„Worauf Sie sich verlassen können!" sagt der junge Mann fast beleidigt. „Schließlich habe ich jetzt schon Erfahrung. Bin seit Anfang des Jahres Mitglied der Rennmannschaft von NSU!"

Er fährt, und er ist kaum noch zu bremsen. Ein bißchen ungeschliffen noch, gewiß — doch nicht ohne Talent.

Anerkennend klopfe ich ihm hinterher auf die Schulter. „Aus Ihnen, junger Mann, kann noch mal etwas werden ..."

Ich Riesenroß — hätte ich damals genauer und interessierter hingeschaut, wer weiß, vielleicht wäre ich derjenige gewesen, der das junge Fahrgenie Bernd Rosemeyer entdeckt und zu uns in den Rennstall gebracht hätte. Wieviel Konkurrenz-Kummer wäre uns dann erspart geblieben. Aber — auf der anderen Seite: Wieviel herrliche, atemberaubende Motorschlachten hätten dann Millionen von Menschen nicht erlebt.

Nur einer ist nicht dabei ...

Im August 1933 glüht Berlin wie ein Backofen. Man räumt das Feld. Man macht Ferien. Man vertauscht den Kurfürstendamm mit — Heiligendamm an der Ostsee. Dort ist der Treffpunkt der Prominenz.

Der Großherzog von Mecklenburg haut beim Golf einen Ball in den Teich.

Der Flugzeugkonstrukteur Ernst Heinkel schießt statt Tontauben Löcher in die Luft ...

Der König von Dänemark schlägt Prinz Hubertus von Preußen beim Tennis in zwei Sätzen.

Der Duke of Cumberland versucht mit einer unbekannten Blondine anzubandeln.

Ein kleiner Mann in roter Badehose marschiert zum Strand, eine Cognacflasche unterm Arm: Ernst Udet, der berühmte Flieger.

Der Schlager der Saison ist die Auto-Schönheitskonkurrenz. Das ist damals große Mode.

Es gibt glitzernde Mercedes, geschniegelte Austro-Daimler, chromglänzende Buick und ehrwürdige Rolls Royce. Es gibt Stimmzettel für das Publikum und — Tribünenplätze für zehn Mark.

Da ist Hans Stuck mit seiner Frau Paula — sie haben vor einigen Monaten geheiratet — in einem schwarz-weißen Horch-Coupé. Manfred von Brauchitsch sitzt mit seinem Mäzen, einem Baron und Großgrundbesitzer, unter den Zuschauern. Auch der englische Herrenfahrer, Earl Howe, beguckt sich diesen Korso der Eitelkeiten.

Nur einer fehlt, einer kann nirgendwo mit dabeisein — Rudolf Caracciola. Alle fragen nach ihm . . . Achselzucken, bedauernde Mienen . . . man weiß nichts Genaues, es soll ihm nichts weiter fehlen, der Bruch heile eben ein bißchen langsam . . . wird schon wieder werden.

Dann wendet man sich wieder interessiert dem Auto-Korso zu.

Da ist der Kronprinz und die Kronprinzessin mit einem azurblauen Mercedes-Cabriolet.

Da ist Tenniscrack Gottfried von Cramm mit seiner Frau Lisa in einem roten MG.

Da ist auch ein kleiner Mann mit einem scharf geschnittenen Gesicht und einem Klumpfuß in einem beigefarbenen Mercedes: der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Joseph Goebbels . . .

Es wird abgestimmt. Die Preise werden verteilt: Hans Stuck hat gesiegt, knapp vor dem Kronprinzen. Erst dann folgt der Herr Reichsminister . . .

Der gratuliert mit süßlichem Lächeln. Aber dann hört Paula Stuck, wie er mit seinem Begleiter, Graf von der Schulenburg, flüstert: „Die Sache war schlecht organisiert. Im nächsten Jahr nehmen wir das in die Hand. Der Unfug mit den Stimmzetteln muß aufhören . . ."

Von all diesen Ereignissen hört Rudi Caracciola nur durch Briefe und Zeitungen. Er liegt in seinem Krankenzimmer in Bologna und wartet auf Heilung.

Endlich, nach all den langen Wochen voller Qualen, Ängsten und Zweifeln kommt der Tag, an dem Rudi zum ersten Male aufstehen soll. Der Gips von seinem rechten Bein wurde vor einigen Tagen schon abgenommen.

Rudi setzt sich auf den Rand des Bettes. Charly ist an seiner Seite, und der Arzt. Vorsichtig stützt er sich hoch.

Er geht ein paar Schritte. Wankend, zitternd, wie ein Kind, das gehen lernt. Die Muskeln sind steif geworden in der langen Zeit. Aber — er humpelt zwar, doch er geht, er geht auf beiden Füßen. Schon will Rudi aufatmen. Schon tritt er fester auf . . .

Da — ein Knirschen in der Hüfte, ein jäher, stechender Schmerz. Rudi taumelt, stürzt . . .

Der Arzt springt hinzu. Eine Schwester, Charly . . . sie tragen ihn zum Bett. Er stöhnt vor Schmerzen.

„Sofort zum Röntgen", sagt der Arzt. Sein Gesicht ist bleich.

Eine halbe Stunde später steht die folgenschwere Wahrheit fest: der Knochen ist nicht verheilt. Beim Auftreten ist die verbliebene, halbe Gelenkkugel abgebrochen. Der Schenkelknochen hat sich verschoben.

„Wir müssen operieren", sagt der Arzt. „Ich sehe keine andere Möglichkeit. Sonst bleibt Ihr rechtes Bein um Zentimeter kürzer . . ."

„Werde ich dann wenigstens wieder gehen können?" fragt Rudi.

Der Arzt senkt den Blick. „Vielleicht, Herr Caracciola, vielleicht. Um ehrlich zu sein: die Chancen stehen fünfzig zu fünfzig . . ."

„Dann will ich lieber krepieren . . . noch einmal monatelang in Gips liegen — noch einmal die Qual des Wartens, des Zweifelns, hier im Krankenhaus — nein, das halte ich nicht aus. Dann mach ich lieber gleich Schluß!"

Rudi wird nicht operiert. Der Bruch wird so eingerichtet, daß der Oberschenkelknochen direkt auf dem Beckenknochen aufliegt.

Ernst sagt der Arzt: „Ich mache das auf Ihr Drängen, aber ohne viel Hoffnung. Ich fürchte, daß die ganze Hüfte versteift. Oder aber der Knochen heilt überhaupt nicht an . . . Doch Sie sind jung! Vielleicht wächst das doch noch einigermaßen zusammen. Vielleicht geschieht ein Wunder. Ihr Bein allerdings wird für immer kürzer bleiben."

Rudi verläßt das Krankenhaus.

Rudi verbringt lange Wochen in Arosa. Er liegt vom Morgen bis zum Abend in der Sonne. Er ringt innerlich mit seinem zerbrochenen Körper. Er betet, er hofft mit ganzem Herzen, daß sich die Befürchtung des Arztes nicht bewahrheiten möge.

Und es geschieht tatsächlich ein kleines Wunder.

Es kommt der Tag, an dem Rudi zum ersten Male wieder gehen will. Vorsichtig, auf Charly gestützt, und auf einen Stock. Jeder Schritt wird ihm zur Qual. Aber — der Knochen hält, die Hüfte ist nicht versteift. Nur — das rechte Bein des großen Rennfahrers Rudolf Caracciola ist von diesem Tag an fünf Zentimeter kürzer als sein linkes!

Ist mit Rudi noch zu rechnen?

Im November 1933 entstehen in Untertürkheim die neuen Rennwagen der 750-kg-Formel. Tag und Nacht arbeiten die Konstrukteure, die Monteure, Mechaniker und Ingenieure.

Ich aber sitze an meinem Schreibtisch, brüte über den Rennergebnissen des letzten Jahres und überlege, welche Fahrer ich unter Vertrag nehmen soll.

Da ist Manfred von Brauchitsch, der Nachwuchsmann, der sich bereits die Sporen auf der Avus verdiente.

Da ist der Italiener Luigi Fagioli, ein Mann von internationaler Klasse.

Da wäre noch Rudi Caracciola . . .

Aber Rudi ist ein kranker Mann. Kann er jemals wieder Rennen fahren? Die Briefe, die mir Charly aus Arosa schreibt, klingen recht optimistisch. Aber — wie sieht die Wahrheit aus?

Stimmen die Gerüchte, daß Rudi sich mit Selbstmordgedanken trägt, daß er sich nur nachts aus seinem Hause wagt, weil niemand seine Krücken sehen soll? Daß nur der Zuspruch Charlys ihn durchhalten läßt . . .?

Ich muß wissen, wie es wirklich um ihn steht. „Kommen Sie nach Stuttgart", schreib ich ihm. „Zwecks Vertragsverhandlung."

An einem nebligen Novembertag sehen wir uns wieder. Ich werde diesen Morgen nie vergessen. Es ist in einem Zimmer im Hotel „Graf Zeppelin".

„Hallo, Rudi", sage ich und quetsche ihm gerührt die Rechte. „Ich hoffe, Sie sind wieder gesund und munter?"

„Ich war noch nie so gut in Form", sagt er. Doch seine Stimme schwankt.

„Na also", tue ich munter. Doch mir ist weh um's Herz. Ich fühlte selbst die Brutalität meiner Worte, als ich sage: „Jetzt marschieren Sie mir einmal etwas vor. Ich muß doch sehen, ob Sie überhaupt noch laufen können!"

Wortlos steht Caracciola auf und geht ein paar Schritte im Zimmer auf und ab. Er lacht dabei. Aber ich sehe die kleinen Schweißperlen auf seiner Stirn. Ich sehe das Zucken der Mundwinkel, wenn er das verletzte Bein belastet. Ich sehe die besorgten Blicke, mit denen Charly seine Bewegungen verfolgt und dann zu mir herübersieht.

Und ich sehe, daß Rudi, der Sieger so vieler Rennschlachten, humpelt, daß seine rechte Körperseite nach unten sinkt, wenn er aufs rechte Bein tritt . . .

O Gott, denke ich, und mein Herz wird noch schwerer. Dabei wußte ich nicht einmal, daß er immer noch einen Gipsverband tragen mußte . . .

Eine Zeitlang sitzen wir da und schweigen. Dann raffe ich mich auf: „Rudi, nun mal im Ernst: Sie wissen, ein Rennen ist eine schwere körperliche Anstrengung. Viele hunderte Male bremsen und wieder Gas geben mit dem kranken Bein . . ."

„Ich werde es schaffen, ganz bestimmt . . ."

„Es tut mir leid, was ich jetzt sagen muß." Heiser ist meine Stimme. „Aber, bitte, Rudi, verstehen Sie es richtig — wer garantiert mir dafür, daß Sie nicht mitten im Rennen schlapp machen?"

Da fährt Charly wütend hoch. Ihre Augen funkeln. „Wer garantiert denn

uns, Herr Neubauer, daß Ihre vielgerühmten neuen Wagen durchhalten ...?"

Meine Gedanken jagen sich. Was soll ich bloß tun?

Rudi ist mein Freund. Gewiß. Aber — ich habe eine Verantwortung zu tragen. Millionen stehen auf dem Spiel. Millionen, die in den neuen Wagen investiert worden sind. Und ein Versager kann alle Arbeit, alle Anstrengung von tausend fleißigen Köpfen und Händen zunichte machen ...

„Gut", sage ich endlich. „Wir werden einen Vertrag mit Ihnen machen. Unter einer Bedingung allerdings ..."

„Und — die wäre?"

„Er wird erst dann rechtsgültig, wenn Sie zum ersten Male trainiert haben."

Meine Beine sind schwer und müde, als ich die Treppen zur Hotelhalle hinuntergehe. Ich fühle — in der Freundschaft zwischen Rudolf Caracciola und mir ist zum ersten Male ein Riß ...

Ein neuer Schicksalsschlag

Wochen vergehen. Weihnachten kommt. Das neue Jahr. Und langsam, unendlich langsam verspürt Rudi eine Besserung.

Der Gipsverband wird entfernt — nach fast neun langen Monaten. Rudi wird massiert. Er bekommt Bestrahlungen. Aber ohne Gips muß er erneut an Krükken gehen ...

Oft sitzt er am Fenster und sieht den Kindern zu, die draußen übermütig im Schnee umhertollen.

Und er sieht die Skiläufer in den bunten Anoraks und mit lachenden Gesichtern.

So wie sie, ist einst auch Rudi im eleganten Schwung über die weißen Hänge gefegt. Das ist nun vorbei — für alle Zeiten.

Tiefe Traurigkeit überkommt Rudi. Er verzweifelt, er will resignieren.

Aber immer wieder ist es Charly, die ihn aufmuntert, die ihn Tag und Nacht umsorgt, die voll liebender Geduld versucht, ein Lächeln auf seinen Lippen zu wecken. Charly ist es, die ihm neuen Lebensmut, die ihm Vertrauen in die Zukunft gibt ...

Aber dann, eines Tages, am 2. Februar 1934, holt das Schicksal zum zweiten Schlag gegen Rudolf Caracciola aus.

An diesem Tag ist Rudi zum ersten Male seit langer Zeit allein. Freunde haben Charly zu einer Skitour eingeladen. Der prominente Bergführer Zogg aus Arosa wird die Gruppe führen.

Charly hatte gezögert, die Einladung anzunehmen. Sie wollte Rudi nicht sich selbst und seinen Sorgen überlassen — einen ganzen Tag.

„Geh schon", hatte Rudi ihr zugeredet. „Ich komme schon zurecht. Du brauchst ein wenig Abwechslung. Die frische Luft wird dir gut tun. Ich hole dich abends von der Bahn ab ..."

Der Tag vergeht.

Es ist kurz nach fünf, als Rudi auf dem Bahnsteig steht und wartet. Der Weg über die glatte Straße mit den unförmigen Krücken war eine Anstrengung. Aber er hatte es geschafft. Es ging aufwärts mit ihm ...

Der Zug fährt in die Halle.

Eine bunte Schar von Touristen quillt aus den Waggons, strömt über den Bahnsteig, drängt sich durch die Sperren. Aber Charly und ihre Freunde sind nicht dabei.

Seltsam ...

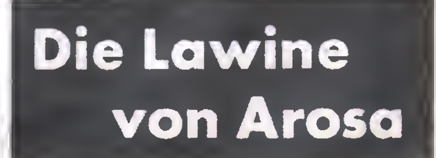
Hatte er sie verpaßt? Hatte sie einen anderen Ausgang benutzt — und war sie vielleicht schon auf dem Weg nach Hause?

Rudi humpelt zurück in das kleine Chalet, das er mit Charly bewohnt. Aber auch dort ist Charly nicht.

Es wird dunkel. Die Schatten kriechen aus den Winkeln. Die Uhr in der Ecke tickt monoton. Es wird acht, es wird neun. Aber Charly kommt nicht.

Und plötzlich steigt würgende Angst in Rudi auf ...

Im nächsten Heft:



Manfred Schmidt bringt im nächsten Heft das neue Nick Knatterton-Abenteuer:

Das Geheimnis hinterm Bullauge

Hier stellen wir die Hauptpersonen vor:



Angelo Scampi

Sein Vorname wird „Ahndschelo" ausgesprochen, was auf deutsch „Engel" heißt. Angelo ist aber alles andere als ein Engel: Er ist Ideen-Geber für Gauner und Gangster. *Er* arbeitet Pläne für Verbrechen aus und gibt sie dann zur Ausführung weiter, wobei er sich nur am Gewinn beteiligt. Er ist juristisch nie zu belangen. Deshalb könnte man ihn als Generalstäbler der Unterwelt bezeichnen.



Mieze Moll

Seit drei Tagen Angelos ständige Begleiterin. Früher war sie die Privatsekretärin eines Rüstungs-Industriellen und so schlank, wie nebenstehendes Foto zeigt. Sie wurde so oft von gutgetarnten Ost- oder West-Agenten zu sogenannten „Zweckessen" eingeladen, daß ihre Figur litt. Bei einem Kuraufenthalt lernte sie Angelo, einen Freund üppiger Schönheit, lieben und später sogar kennen...



Kasimir Kniff

In Fachkreisen „Steuer-Kniff" genannt. Er ist Steuerberater und kennt als einziger nicht nur alle Steuergesetze, sondern auch die von weisen Gesetzgebern zwecks Kapitalbildung gelassenen Lücken, die der einfache Bürger nie findet und auch nicht finden soll. Nick bat Kniff zu sich, als er einen Steuerbescheid bekam, der nach dem Strafgesetzbuch fast einer Erpressung gleichkam.



Lori Zontal

Sie ist trotz ihrer 19 Lenze für alle Knatterton-Leser eine alte Bekannte. Neu ist nur ihre Frisur. Sie frisierte sich zwei Rundungen auf den Kopf, nachdem ihre sonstigen Rundungen durch die Sackmode zur Bedeutungslosigkeit verurteilt wurden. Mit dem Kriminalschriftsteller Miesnick fuhr sie an die Riviera, um sich um *jeden* Preis für den Film entdecken zu lassen. Ob es ihr gelingt?



Eine Whisky-Flasche

Sie ist für das neue Abenteuer von eminenter Bedeutung. (Daß Flaschen zu ungeahnter Bedeutung aufsteigen können, ist allen Bundesbürgern, die das Nachkriegsgeschehen aufmerksam verfolgten, nicht unbekannt!) Die oben gezeigte Flasche hat aber nichts mit Politik zu tun, was sehr für sie spricht. Sie übermittelt jedoch auf abenteuerliche Weise einen mysteriösen Hilferuf.

Das Abenteuer spielt an den blauen Gestaden des Mittelmeeres. Über dem ganzen Kriminalfall schwebt unsichtbar, aber stets gegenwärtig der Geist des Finanzamtes, das unser aller Erdenwallen lenkt. Meisterdetektiv Nick Knatterton wird dabei Randbemerkungen machen, die demnächst unter die „Lex Soraya" fallen würden.



Blau

Die Geschichte einer

Snsehr Jack Graham es auch versucht, er knmmt aus einem wabnwitzigen Unternehmen nicht heraus. Der Präsident einer mächtigen New Ynrker Versicherungsgeseilschaft, J. B. Stanford, wiii den siebenfachen Frauenmörder und Versicherungsbetrüger Bennett zur Strecke bringen. Jack snii diesem Bennett ein reizvniies Mädchen, Aiice Winters, zuspieien, damit Bennett sie heiratet und — einen Mnrdversucb an ihr verübt, der ihn endiich auf den Elektrischen Stubi bringen snii. Jack hat Ailce immer wieder bestürmt, diesen iebensgefährlichen Auftrag abzuiebnen. Aber sie snii dafür hncb bezahlt werden und braucht das Geid dringend, um ihr krankes Kind zu retfen . . .

Am nächsten Morgen Punkt sieben wurde Jack Graham im Hotel vom Zimmertelefon aus dem Schlaf geschreckt. Stanfords Stimme meldete sich. „Hallo, Jack, machen Sie sich schnell fertig. Ich erwarte Sie in einer halben Stunde in einem Wagen hundert Schritte vom Hotel entfernt. Gehen Sie nach rechts die Straße hinunter."

Das klang reichlich geheimnisvoll und brachte Jack wieder zum Bewußtsein, in was für eine teuflische Geschichte er hineingeraten war. Dieses wahnwitzige Spiel mit einem Frauenmörder, dem ein neues Opfer vorgeworfen werden sollte, um ihn auf frischer Tat zu erwischen und endlich zu überführen. Präsident Stanford, dieser undurchschaubare alte Mann, verfolgte diesen Plan wie eine fixe Idee, scheute dabei keine Kosten und schreckte vor keinem Mittel zurück. Wahrscheinlich war es ihm völlig gleichgültig, ob Alice Winters ihre Rolle als Lockvogel überlebte . . .

Jack wurde richtig flau im Magen, als er daran dachte.

Seit vorgestern nacht, seit er den schmierigen Detektiv Charlie Dexter aus Alices Zimmer geprügelt hatte, war sie nicht mehr zum Vorschein gekommen. Gestern nachmittag und abend hatte sie ihr Hotelzimmer nicht verlassen. Sogar das Essen war ihr oben serviert worden.

Jack beeilte sich mit dem Anziehen und verließ sein Zimmer. Er ging an Alices Tür und klopfte.

Drinnen rührte sich nichts.

Nach dem dritten Versuch gab er es auf. Als er dann beim Portier seinen Schlüssel abgab, sah er, daß ihr Zimmerschlüssel bereits am Nagel hing.

★

Kurz vor halb acht ging Jack vom Hotel aus nach rechts die Hauptstraße hinunter, bis er in einem parkenden Wagen Stanfords verwittertes Gesicht sah.

Jack setzte sich ans Steuer.

barts 8te Frau

gnadenlosen Jagd, berichtet von HILLARY WAUGH

„Fahren Sie los", sagte Stanford kurz. „In die nächste Querstraße. Dort wartet Alice Winters auf uns."

Jack drückte auf den Anlasser und fuhr los. In der Querstraße kam ihnen Alice langsam entgegen. Als der Wagen dicht vor ihr hielt, stieg sie ein und setzte sich wortlos in den Fond.

„Weiter", sagte Stanford. „Fahren Sie um den nächsten Häuserblock zur Hauptstraße zurück und dann immer geradeaus zur Stadt hinaus."

Oakdales Häuser blieben zurück. Eine Landstraße führte schnurgerade durch das landschaftlich reizlose Tal. Jack beschleunigte das Tempo.

Stanford breitete eine Landkarte und einen bunten Prospekt auf seinem Schoß aus. „Haben Sie schon mal was vom Gooseneck-See gehört?"

„Nein", sagte Jack.

„Ich auch nicht. Das heißt, gestern abend habe ich den Namen zum erstenmal gehört. Soll ein romantischer, sehr einsamer Waldsee sein. Grad das Richtige für die Flitterwochen eines jungverheirateten Pärchens."

„Ich nehme an, Sie reden von den Flitterwochen, die Alice mit dem — Mörder verbringen soll", sagte Jack mit belegter Stimme. „Ist das nicht etwas verfrüht? Vorläufig kennt sie diesen Fisher noch nicht mal."

„Vorläufig. Aber darauf brauchen wir nicht mehr lange zu warten. Ich habe alles vorbereitet. Es kann losgehen."

Und dann erfuhren Jack und Alice zum erstenmal, wie Stanford den Blaubart in die Falle locken wollte.

Alice sollte sich in Oakdale in einer hübschen, kleinen Wohnung niederlassen und sich als eine reiche Witwe ausgeben. Ab sofort würde sie Alice McCandless heißen.

Die Lebensgeschichte, die sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit Fisher erzählen sollte, war ziemlich rührselig.

Ihre Eltern kamen ums Leben, als Alice drei Jahre alt war. Autounfall ... Eine Schwester der Mutter nahm das Kind zu sich nach San Diego und zog es groß. Diese Tante war arm, obendrein auch noch krankhaft geizig. Alice hatte also keine rosige Jugend und ist dadurch menschenscheu und verschlossen geworden. Aber dann lernte sie mit zwanzig Jahren in San Diego einen jungen Mann kennen. Roger McCandless aus Illinois, der Sohn sehr reicher Eltern. Er war damals, im Jahre 1950, gerade Soldat und wartete in San Diego auf seine Einschiffung nach Korea.

Stürmische Liebe zwischen Alice und Roger, selige Tage, die in einer überstürzten Heirat gipfelten. Der junge Mann wollte seine Geliebte unbedingt zu seiner Frau machen, bevor er in den Krieg zog. Er wartete nicht lange auf die Einwilligung seiner Eltern, führte Alice zum Traualtar und dampfte ab — nach Korea. Dort fiel er in den ersten Wochen.

„Eine rührende Geschichte", sagte Jack.

„Warten Sie's ab. Es wird noch besser. Dieser Roger war nämlich nicht nur der Sohn reicher Eltern, er besaß selbst ein beachtliches Vermögen, und zwar von seinem Großvater mütterlicherseits, der seinem einzigen Enkel alles vermacht hatte. Nach Rogers Heldentod in Korea ging das Vermögen auf Alice über. Natürlich haben Rogers Eltern alles versucht, um der unerwünschten Schwiegertochter das Geld wieder abzujagen. Widerliche Prozesse, die Alice aber gewann. Als steinreiche Witwe zog sie davon . . ."

Stanford machte eine Pause und setzte seine Zigarre wieder in Brand. „Wissen Sie, was das beste an dieser Geschichte ist? Sie stimmt beinahe! Es gibt in Illinois wirklich eine reiche Familie McCandless, die in Korea einen Sohn verloren und mit der Schwiegertochter wegen Erbschaft prozessiert hat. Diese Schwiegertochter ist mit ihrem Zaster spurlos verschwunden. Fisher kann sich also getrost erkundigen, bevor er Alice heiratet."

„Großartig." Jack lachte laut auf. „Zu großartig. Die reiche Witwe heiratet also mir nichts dir nichts diesen unscheinbaren Fisher. Aus Liebe? Er wäre ja ein kompletter Narr, wenn er sich das einbildete."

„Langsam, langsam", sagte Stanford. „Alice McCandless hat eine bittere Jugend durchgemacht und ist dann plötzlich zu Geld gekommen, das ihr in jahrelangen Prozessen streitig gemacht worden ist. Das hat sie mißtrauisch gemacht. Sie sitzt auf ihrem Geld. Das erklärt auch ihr einsames, zurückgezogenes Leben. Wie viele reiche Mädchen, nimmt sie an, daß jeder Mann, der sich ihr nähert, nur ihr Geld will."

„Und ausgerechnet bei Fisher nimmt sie das nicht an?"

„Natürlich nimmt sie das an. Aber dieser Fisher ist raffiniert genug, um zu wissen, wie man mit einer reichen Frau umzugehen hat. Er wird mit seinem Vermögen protzen, er wird ihr zeigen, daß er auf ihr Geld nicht angewiesen ist. Und nach der Hochzeit wird er sie zu seiner Universalerbin machen, so daß sie nicht anders kann, als das gleiche zu tun. Er wird ihr zu verstehen geben, daß sie das gefahrlos tun kann, da sie doch zwanzig Jahre jünger ist als er. Und dann wird er sie umbringen."

Standford drehte sich nach Alice um und verbesserte sich mit einem dünnen

Blaubarts 8te Frau

Lächeln. „Ich wollte sagen: Er wird versuchen, Sie umzubringen."

Jack sah im Rückspiegel, daß Alice blaß geworden war. Das versetzte ihn wieder in helle Empörung gegen dieses ganze Unternehmen.

„Das ist nicht mehr mit anzuhören, Stanford", rief er unbeherrscht. „Sie setzen Alices Leben aufs Spiel, Sie tun alles, damit Fisher ja versucht, Alice zu ermorden. Und was tun Sie, daß dieser Mord um Himmels willen nicht gelingt? Nichts! Tausend Möglichkeiten hat er . . ."

Stanford tippte Jack leicht auf die Schulter. „Verlieren Sie nicht jetzt schon die Nerven und vor allem: fahren Sie uns nicht in den Graben. Es gibt für Fisher nicht tausend verschiedene Möglichkeiten, sondern nur eine einzige: nämlich die sicherste. Er wird kein Essen vergiften und ganz bestimmt keinen Gashahn öffnen. Das wäre zu gefährlich — für ihn."

„Für ihn", wiederholte Jack, immer noch außer sich vor Empörung. „Sie zerbrechen sich den Kopf, was für ihn zu gefährlich ist. Haben Sie schon mal bedacht, was für Alice zu gefährlich ist?"

„Für mich ist bei dieser Geschichte nichts zu gefährlich", sagte Alice. „Sie wissen, ich riskiere es auf jeden Fall."

Stanford nickte zufrieden. „Hören Sie zu, Jack. Jeder Gewohnheitsverbrecher hat seine ganz bestimmten Methoden, von denen er nur im Notfalle abgeht. Fishers Methode kennen wir aus sieben Fällen: Er konstruiert Unfälle, entweder einen Unfall auf dem Wasser, wenn sein Opfer nicht schwimmen kann, andernfalls einen Unfall mit seinem Wagen."

„Können Sie schwimmen, Alice?" fragte Jack.

„Ziemlich gut", sagte sie.

„Das wird sie Fisher natürlich nicht auf die Nase binden", sagte Stanford. „Im Gegenteil, sie wird sich als ausgesprochen wasserscheu erweisen. Fisher wird also mit größter Wahrscheinlichkeit versuchen, Alice auf ein Wasser zu locken. Ein Verkehrsunfall ist auch für ihn eine ungemütliche Sache, denn er muß unter Umständen schwere Verletzungen in Kauf nehmen, wenn's echt aussehen soll. Bei einem Bootsunfall geschieht ihm nichts. Wir werden also ganz genau wissen, wann er den Mordversuch durchführen wird, und wir können ihm sogar den Schauplatz aussuchen."

„Deshalb also diese Fahrt? Wir suchen jetzt schon nach dem Schauplatz?"

„Erraten, Jack", sagte Stanford. „Allmählich werden Sie wieder vernünftig. Dieser Gooseneck-See ist laut Prospekt groß und tief und einsam. Fisher wird begeistert sein."

„Und wie sind Sie auf diesen See gekommen?"

„Es gibt auch in Oakdale ein Reisebüro. Ich habe mich als leidenschaftlicher Angler nach fischreichen Gewässern in der Umgebung erkundigt."

Das Tal war inzwischen enger geworden, und die Landstraße schlängelte sich durch dunkle Tannen bergan. Der Wagen ratterte über eine Holzbrücke, und bald darauf schimmerte ein See durch die Bäume.

„Herrgott, ist das schön", rief Alice überrascht und vergaß für einen Augenblick, was sie an diesem See erwartete.

Ein Feldweg führte von der Landstraße auf ein großes, planiertes Gelände, wo etwa zwanzig Bungalows am Ufer standen.

Der Wagen rollte über feinen Kies. Vor einem Blockhaus, von dem eine große, pfeilergetragene Veranda bis übers Wasser hinausragte, stand ein rotgesichtiger Mann.

„Ich werde mit ihm reden", sagte Stanford. „Er darf euch später nicht wiedererkennen."

Alice und Jack gingen an den Bootssteg, während Stanford mit dem Verwalter verhandelte.

Jetzt erst sahen sie, wie groß der See war. An allen Seiten reichte der Wald bis dicht ans Ufer heran. Außer den Bungalows war nirgends eine menschliche Behausung zu sehen. Ein leichter, kühler Wind strich über das Wasser und rauhte die Oberfläche ein wenig auf. Ganz dicht standen die Tannen am Ufer — überall Tannen, und dahinter die welligen Rücken der Berge. Das geisterhafte Klopfen eines Spechtes kam aus dem Wald. Zwei Wildenten strichen über die Dächer der Bungalows und ließen sich platschend auf dem Wasser nieder.

„Feine Gegend für Flitterwochen", sagte Jack.

Alice antwortete nicht. Sie wandte sich ab und ging Stanford entgegen, der jetzt auch auf den Bootssteg kam.

„Ein idealer Platz," Stanford rieb sich vergnügt die Hände. „Die Bungalows sind alle funkelnagelneu und geradezu komfortabel eingerichtet. In drei Wochen kommen die ersten Gäste. Im Juli sind aber noch Bungalows frei. Dieses Ferienidyll am Gooseneck-See hat sich noch nicht herumgesprochen. Übrigens gibt es hier drei kleine Segelboote, mit denen man in einer verschwiegenen Bucht bei einem plötzlichen Windstoß prächtig kentern kann."

Sie gingen zum Wagen zurück.

Jack wendete und steuerte zur Torausfahrt hinaus.

Als sie unten im Tal den Wald wieder verließen, sagte er: „Jetzt haben wir alles: die Braut, die bereit ist, sich ermorden zu lassen; den See, in dem sie ertränkt werden soll — fehlt nur noch das Ja-Wort des Mörders."

„Das kriegen wir, verlassen Sie sich drauf", sagte Stanford.

„Fragt sich nur, wie Alice an ihn herankommen soll."

„Ich kann täglich in die Stadtbibliothek gehen", sagte Alice. „Vielleicht treffe ich ihn dort einmal."

„Und dann? Wollen Sie ihn etwa anquatschen? Kleben Sie sich doch lieber eine Briefmarke auf die Stirn, Alice. Vielleicht entfacht das seine Leidenschaft."

Stanford fuhr hoch. „Richtig, er ist ja verrückt auf Briefmarken. Das habe ich ganz vergessen. Charlie Dexter hat ihn doch mit Hilfe der Abonnentenliste von so einer Briefmarkenzeitung ausfindig gemacht."

Auf den Namen Dexter reagierte Jack immer noch sauer. „Sagen Sie mal, Stanford, haben Sie nicht Angst, daß dieser Dreckskerl von einem Detektiv Ihnen im letzten Augenblick dazwischenfunkt? Er kennt doch Ihre Pläne. Charlie läßt sich bestimmt nicht stillschweigend von mir verprügeln und von Ihnen ausbooten."

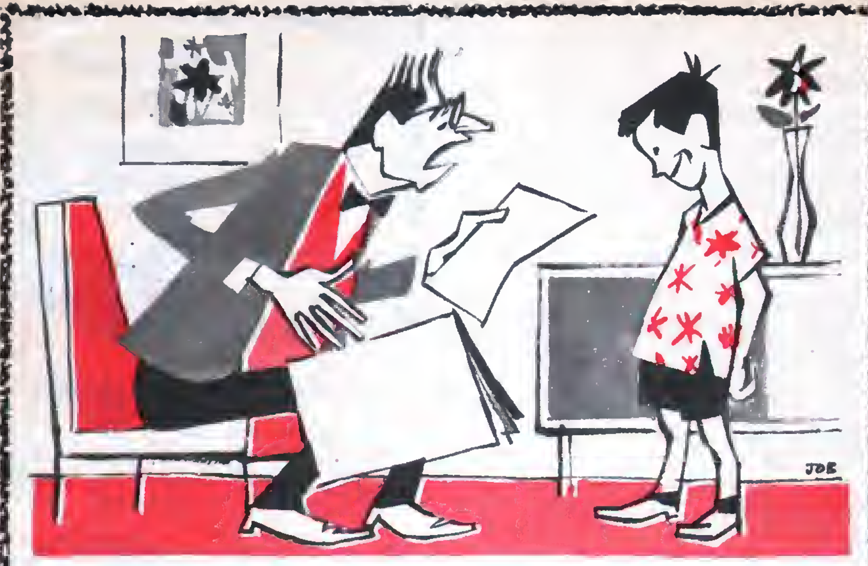
Stanford winkte ungeduldig ab. „Dexter weiß, daß ich ihn in der Hand habe. Voriges Jahr hat er bei der Frau eines Geschäftsfreundes eine üble Erpressung versucht. Ein Anruf bei der nächsten Staatsanwaltschaft genügt, und er landet im Kittchen. Charlie ist uninteressant, aber das mit den Briefmarken . . ."

„Sammeln Sie auch?"

„Warten Sie mal . . ." Plötzlich leuchtete es unter Stanfords buschigen Augenbrauen auf. „Ich hab's. Alice hat von ihrem verstorbenen Mann nicht nur Geld, sondern auch eine Briefmarkensammlung geerbt. Die will sie verkaufen und gibt eine Anzeige im ‚Philatelistischen Kurier' auf. Wetten, daß unser Fisher sich das nicht entgehen läßt. Er wird sich die Sammlung ansehen."

„Ne gute Idee", gab Jack zu. „Aber woher nehmen wir die Sammlung?"

„Die kaufe ich natürlich. Die schönste und teuerste, die aufzutreiben ist. Fisher müssen die Augen übergehen." ➡



...Vater sein dagegen sehr

Zeichnungen: JOB

„Heini", schimpft der Vater, „du hast ja unter deinem Aufsatz schon wieder eine Fünf!" — „Es ist doch komisch", brummt der Filius. „Der Nahost-Konflikt, die Entwicklung in Frankreich, die schwankenden Preise, die gespannte politische Lage überall — da regst du dich nicht auf. Aber wenn ich mal ne schlechte Zensur nach Hause bringe, springst du gleich aus dem Anzug!"

★

„Diese Männer heutzutage!" klagt Lilo erregt ihrer Freundin. „Da sitz ich doch gestern abend nichtsahnend auf einer Bank im Park, und nach einer Weile setzt sich ein netter junger Mann zu mir. Er erzählt von den tausend Gefahren, die mir im Leben begegnen können, beschwört mich aufgeregt, mich schützen zu lassen — und dabei rückt er immer näher..." — „Und dann hat er dich geküßt", unterbricht sie die Freundin. — „Aber keine Spur! Dann zog der Kerl doch wahrhaftig ein Formular raus und wollte mich in eine Lebensversicherungsgesellschaft aufnehmen!"



★

Polizeistunde. Sehr energisch fordert der Wirt die beiden unermüdlichen Zecher auf, nach Hause zu gehen. Mühsam erheben sich die Herren. „Ach bitte, Herr Wirt", ruft der eine, „bringen Sie mir doch einen Bierfilz!" — Der Wirt bringt ihn. „Und jetzt schieben Sie ihn mir bitte unter meinen rechten Fuß — ich wackle nämlich . . ."

★

Rechtsanwalt Liebchen ist eifersüchtig. „Margot", sagt er warnend, „du hast gestern auf der Gesellschaft mit dem blonden jungen Mann entschieden zuviel kokettiert. Du weißt ganz gut, daß du eine verheiratete Frau bist." — „Aber natürlich, Schatz", ruft die kleine Frau, „natürlich weiß ich das — aber der junge Mann wußte es doch nicht."

★

Der dünne Willi ist bei der Musterung zum Wehrdienst nicht angenommen worden. „Aber das können Sie mir doch nicht antun", jammert Willi. „Ich habe drei Mädchen das Heiraten versprochen, meinem Chef habe ich gestern gesagt, was ich von ihm denke, und mein Motorrad habe ich auch verkauft . . ."

★

Die Vorsitzende des Frauenvereins hält einen Vortrag über die Ehe, in dem sie mit harten Worten die ewige Unzufriedenheit der Männer geißelt. „Wer" ruft sie aus, „hindert denn unsere Männer, das Mädchen ihrer Wahl zu heiraten?" — Eine kräftige Männerstimme tönt zurück: „Unsere Frauen!"

★

„Aber das sieht doch jeder, daß alle Ihre Angestellten bis über beide Ohren in Ihre neue Sekretärin verliebt sind und ihr den Hof machen. Ich würde das in meinem Büro auf keinen Fall dulden." — „Warum nicht? Seit ich sie habe, hat nicht einer auch nur eine einzige Stunde gefehlt."

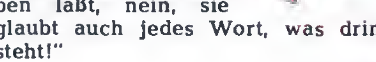


★

Lobethal junior telegrafiert an die Mutter: „Im Examen durchgefallen. Bereite Papa vor!" — Die Mutter telegrafiert zurück: „Papa vorbereitet. Bereite dich vor!"

★

„Ich verstehe meine Freundin nicht mehr", sagt Karin erschüttert. — „Habt ihr Streit gehabt?" fragt die Mutter. — „Nein, das nicht, aber ich finde sie so schrecklich altmodisch." — „Nanu, warum denn das?" — „Denk dir nur, Mutti, nicht nur, daß sie sich Liebesbriefe schreiben läßt, nein, sie glaubt auch jedes Wort, was drin steht!"



★

Jeden Tag trifft Inspektor Lund auf der Kurpromenade und bei den Mahlzeiten einen Vorgesetzten. „Morgen fahren wir ab", sagt er nach acht Tagen wild entschlossen. — „Aber warum denn", fragt seine Frau. „Hier ist es doch wunderschön!" — „Schön nennst du das!" braust Lund auf. „Jeden Tag: ‚Guten Morgen, Herr Regierungsrat! Mahlzeit, Herr Regierungsrat! Guten Abend, Herr Regierungsrat!' Das soll Urlaub sein? Da kann ich ja gleich Dienst machen!"

★

„Was macht eigentlich Rehbein?" — „Der liegt im Krankenhaus." — „Das gibts doch gar nicht. Noch gestern sah ich ihn mit einer tollen Frau in der Bully-Bar." — „Das ist schon möglich — aber seine Frau hat ihn dort auch gesehen!"



Stanford überlegte sich das noch einmal, dann lachte er laut auf.

„Jack, Sie werden sehen, darauf beißt er an. Das ist eine todsichere Sache ..."

★

Stanford flog noch am gleichen Tag nach New York zurück, Alice und Jack blieben allein in Oakdale zurück.

Wenige Tage später fanden sie für Alice eine möblierte Vierzimmer-Wohnung im dritten Stock eines Hauses in der Elwood Street. Im gleichen Hause, nur einen Stock tiefer, bezog Jack eine Zweizimmer-Wohnung, für den Fall, daß etwas Unvorhergesehenes eintrat.

Sie nannte sich jetzt Alice McCandless, und in kürzester Zeit hatte es sich herumgesprochen, daß sie eine steinreiche Witwe war, die scheu und zurückgezogen lebte.

Jack gab sich als freier Journalist aus. Er ließ sich einen Schnurrbart wachsen und setzte eine Hornbrille auf, sobald er das Haus verließ.

Die Gefahr, daß ihn Fisher bei einer Begegnung auf der Straße als den Versicherungsbeamten aus New York erkannte, war denkbar gering.

Jack beobachtete aus einer Bar täglich das Haus, in dem Fisher wohnte, und versuchte seine Lebensgewohnheiten herauszubekommen.

Es war das Leben eines soliden Bürgers. Er trank nicht, spielte nicht und hatte keine Weibergeschichten. Er fuhr einen gebrauchten „Buick", den er vor drei Monaten bei einem Händler erstanden und bar bezahlt hatte. Seinen Haushalt versorgte er ganz allein. Jack sah ihn oft mit einem Einkaufsnetz durch die Straße gehen. In der Nachbarschaft gab es bereits viele Frauen, die den freundlichen Junggesellen liebend gern ein wenig betreut hätten.

Jack und Alice waren an den Abenden fast immer zusammen. Er saß dann meistens für ein paar Stunden oben in ihrer Wohnung. Jack freute sich auf diese Abende. Er spürte, wie Alice von Tag zu Tag gelöster und zugänglicher wurde, und die schroffe Abwehr ihm gegenüber allmählich ablegte.

Dann kam eines Tages von Stanford eine Briefmarkensammlung. Ein großartiges Ding. Der Alte hatte fünfundzwanzigtausend Dollar dafür bezahlt.

Es waren drei dicke, ledergebundene Alben mit Briefmarken der Vereinigten Staaten und ihren Besitzungen, dazu eine große Zahl von Gedenkmarken, fast alle auf Blocks gezogen. Die Prunkstücke waren zwei Provisorien, eine Milbury und eine Fünf-Cent New Haven, rot auf weiß. Zu den Alben gehörte noch eine Stanley-Gibbons-Preisliste und ein Scott-katalog. In einem Begleitschreiben wies Stanford darauf hin, daß die Sammlung äußerst wertvoll sei und daß Alice sie unter keinen Umständen ohne seine ausdrückliche Genehmigung verkaufen dürfe. Sie solle nur zum Schein mit Interessenten und vor allem natürlich mit Fisher verhandeln.

In der nächsten Ausgabe des „Philatelistischen Kuriers" erschien eine Anzeige, in der „viele schöne und seltene Marken" zum Verkauf angeboten wurden. „Interessenten mögen sich wenden an: Frau Alice McCandless, Appartement 3b, Elwoodstr. 220, Oakdale Ohio, Telephon: Williams 4-4062, Anruf nur zwischen 17 und 19 Uhr."

Es war Jacks Idee gewesen, in der Annonce „viele schöne und seltene Marken" anzukündigen. Das klang laienhaft und ließ auf eine Frau schließen, die die Sammlung ihres Mannes anbot und von Briefmarken überhaupt nichts verstand.

Die nächsten Tage waren nervenaufreibend. Jeden Augenblick konnte sich Fisher melden ... Aber Fisher meldete sich nicht. Weder schriftlich, noch telefonisch und schon gar nicht persönlich.

Es kamen nur Briefe von Interessenten aus allen Himmelsrichtungen Amerikas. Alice ließ die Briefe unbeantwortet.

Endlich kam ein Anruf aus Oakdale.

Alice lief nach dem Telefongespräch sofort hinunter zu Jack.

„Der Präsident des hiesigen Briefmarkenklubs hat sich gemeldet", sagte sie. „Er will die Sammlung sehen und bringt ein paar Freunde mit. Sie kommen jetzt gleich."

„Hat er die Namen seiner Freunde genannt?"

Alice schüttelte den Kopf.

Jack rannte im Zimmer auf und ab. „Das gefällt mir gar nicht. Wenn dieser Fisher jetzt zusammen mit den andern kommt, kann alles schiefgehen. Er sieht sich die Marken an, ist womöglich nicht interessiert und kommt nie wieder. Dann war alles umsonst."

„Mir scheint, Sie können es kaum erwarten, daß mich dieser Fisher endlich heiratet."

„Verdammt noch mal, Alice, ich kann doch nicht ewig hier herumsitzen und darauf warten, daß Sie einen andern heiraten."

Sie starrte ihn wortlos an.

„Für mich ist diese Situation auch nicht gerade angenehm", fuhr er fort. „Seit Wochen bin ich für alle meine Freunde spurlos vom Erdboden verschwunden ... Wissen Sie, wann ich das letztemal Tennis gespielt habe?"

„Nein, das weiß ich nicht", sagte sie und ging zur Tür. „Ich habe Sie nicht gebeten, hier zu bleiben und ich brauche Sie auch jetzt nicht. Fahren Sie! Gehn Sie zu Ihren Freunden Tennis spielen."

Sie ging an ihm vorbei aus dem Zimmer und schlug krachend die Türe zu.

Als Jack ihr nachlaufen wollte, hörte er Männerstimmen im Treppenhaus. Schritte dreier Männer kamen langsam herauf. Jack hörte, wie sie oben klingelten und von Alice eingelassen wurden.

Womöglich stand sie jetzt dem Mörder gegenüber, den sie heiraten sollte.

Es dauerte eine endlos lange Stunde, bis die Männer Alices Wohnung wieder verließen und laut redend die Treppe hinuntergingen.

Jack stürmte sofort hinauf in ihre Wohnung.

„War Fisher dabei?"

„Nein", sagte sie. „Ich muß Sie enttäuschen. Es war nur der Präsident des Briefmarkenklubs mit seinen Freunden Lesser und Norris hier. Kein Fisher."

„Was haben die zu der Sammlung gesagt?"

„Die Spucke ist ihnen weggeblieben vor Staunen und sie konnten sich nicht sattsehen. Der Klubpräsident hat mich gebeten, die Sammlung in den Klubräumen auszustellen ..."

Ein kurzes Klingeln an der Wohnungstür ließ sie beide zusammenfahren. Sekundenlang starrten sie sich an. Sie dachten beide dasselbe, wagten es aber nicht auszusprechen.

„Sicher meine Nachbarin", sagte Alice leise und schob Jack in das dunkle Schlafzimmer. Er ließ die Tür einen Spalt breit offen.

Alice ging in den Flur und öffnete die Wohnungstür.

Jack hörte eine Männerstimme.

Sekunden später betrat Andrew Fisher das Wohnzimmer.

Alice folgte ihm. Sicher hatte er ihr schon an der Türe seinen Namen genannt, so daß sie wußte, wen sie vor sich hatte. Sie beherrschte sich großartig und ließ sich nicht das geringste anmerken.

„Ich muß Sie vielmals um Entschuldigung bitten, daß ich Sie so spät überfalle", begann Fisher. Seine sanfte Stimme unterstrich den bescheidenen, zurückhaltenden Eindruck seiner Erscheinung. Alles an diesem Mann war auffallend leise und geschmeidig. Sein verbindliches Lächeln, seine Bewegungen, sogar seine Schritte. Er ging nicht, er glitt durch das Zimmer. Er war nicht viel größer als Alice und schien überaus zart gebaut zu sein.

„Wir Briefmarkensammler sind Fanatiker", fuhr er fort. „Wenn irgendwo ein kostbares Exemplar auftaucht, finden wir keine Ruhe, bevor wir es wenigstens einmal gesehen haben."

„Woher wissen Sie denn, daß ich ein kostbares Exemplar habe?"

„Ein glücklicher Zufall. Hier in dieser Straße sind mir drei Klubfreunde über den Weg gelaufen. Die haben mir brühwarm erzählt, was sie hier gesehen haben. Darf ich?"

Die drei Alben lagen noch auf dem Tisch, wo sie von Fisher schon längst entdeckt worden waren. Er konnte es kaum erwarten, sie in die Finger zu bekommen.

„Bitte", sagte Alice. „Wo Sie nun schon mal da sind."

Jack hörte das Blättern im Album und die bewundernden Ausrufe. „Außergewöhnlich ... Meisterhaft zusammen-

gestellt . . . Ihr Gatte muß ein Kenner sein . . . Ich hörte, Ihr Gatte ist verstorben . . ."

„Gefallen", sagte Alice. „In Korea."

„Wie entsetzlich! Demnach muß er noch ein junger Mann gewesen sein. Eine außerordentliche Sammlung für einen jungen Mann."

„Einen großen Teil hat er von seinem Großvater geerbt. Aber er hat selbst auch viel gesammelt."

„Ich kann mir vorstellen, wie schwer es Ihnen fällt, diese Sammlung verkaufen zu müssen."

„Ich muß nicht verkaufen, Herr Fisher", sagte Alice mit Betonung. „Ich bin es nur müde, sie überall mit mir herumzuschleppen."

In diesem Augenblick brach Fisher in laute Begeisterung aus. „Eine Milbury! Und was für ein Prachtexemplar. Und hier die New Haven! Was sind Sie für ein glücklicher Mensch, Frau McCandless!"

Alice zog die Augenbrauen hoch „Finden Sie?"

„Sie besitzen diese Marken, Sie können Sie täglich ansehen. Ein Glück, um das ich Sie leidenschaftlich beneide."

„Ich kann nicht behaupten, daß ich das bisher als Glück empfunden habe."

„Nein? Natürlich nicht, sonst würden Sie ja nicht verkaufen."

„Sie können die ganze Sammlung für fünfundzwanzigtausend Dollar haben."

Fisher setzte sein sanftes Lächeln auf „Das ist sie sicher wert. Aber ich möchte in Ruhe alles durchsehen, bevor ich mich entschließe, eine so beträchtliche Summe auszugeben. Würden Sie mir das Vorkaufsrecht einräumen?"

Jack hörte verblüfft, wie geschickt Alice reagierte. Sie sagte ziemlich ungehalten: „Warum ausgerechnet Ihnen, Herr Fisher? Ich kenne Sie nicht. Ich weiß nicht einmal, ob Sie überhaupt in der Lage sind, diesen Betrag zu bezahlen. Es gibt auch noch andere Interessenten."

Jack hielt den Atem an. Wenn Fisher jetzt aufstand, seinen Hut aufsetzte und ging, war alles vorbei.

Dann hörte er wieder Fishers Stimme. Sie klang nicht mehr ganz so bescheiden. „In dieser Stadt gibt es keinen Sammler, der 25 000 Dollar leichter aufbringen könnte als ich. Außerdem überbiete ich jedes andere Angebot um 1000 Dollar, falls die Sammlung bei einer eingehenden Prüfung das hält, was sie jetzt bei flüchtiger Betrachtung verspricht."

Alice spürte, daß es jetzt nur an ihr lag, den Kontakt zu diesem Mann herzustellen. Aber da war irgend etwas, was sie unsicher machte und zögern ließ „Wo wollen Sie die Sammlung prüfen", fragte sie. „Wie lange dauert so was?"

„Drei bis vier Tage."

„Sie erwarten also, daß ich Ihnen die Sammlung für drei bis vier Tage mitgebe?"

„Das wäre zuviel verlangt. Aber wenn es Ihnen nicht lästig ist, könnte ich hier bei Ihnen . . ."

Die Vorstellung, mit diesem Mann allein in einem Raum sein zu müssen, schnürte ihr die Kehle zu. Dabei ist das erst der Anfang, schoß es ihr durch den Kopf. Angst befiel sie, und sie wußte selbst nicht warum. Er sah wirklich völlig harmlos aus, bis auf die leicht hervorquellenden Augen, die hinter den Brillengläsern in einem wäßrigen Blau schimmerten und die jetzt starr auf sie gerichtet waren.

Alice mußte sich von diesem Blick gewaltsam losreißen. Sie grub die Fingernägel in ihre Handballen und zwang sich unbefangen weiterzureden.

„Sie wollen sich also für drei bis vier Tage zu mir in die Wohnung setzen?"

„Zwei bis drei Stunden täglich würden genügen."

„Ich glaube, das ließe sich machen", sagte sie am Ende ihrer Beherrschung „Wenn Sie durchaus wollen, können wir morgen vormittag um elf damit anfangen."

Fisher verbeugte sich tief und ging.

Die Wohnungstür fiel fast unhörbar ins Schloß.

Als Jack ins Wohnzimmer trat, lag Alice von einem Weinkrampf geschüttelt auf der Couch.

„Ich kann nicht, Jack", schluchzte sie „Er ist — unheimlich. Ich habe Angst . . .

Fortsetzung folgt



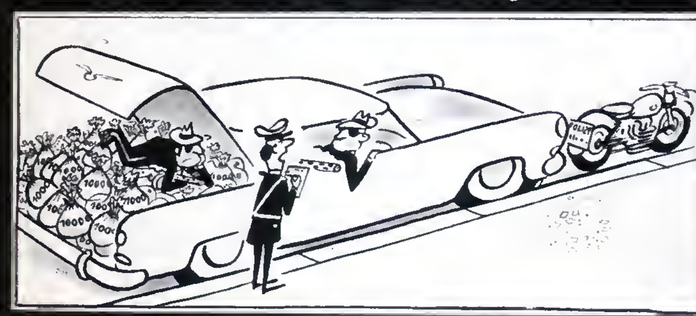
„Könnten sich die Herren vielleicht auf e i n e Serenade einigen?!"

Pit Grove:

Ordnung muß sein



„Mein Mann ist an der Bank beschäftigt, da muß er immer korrekt gekleidet sein . . ."



„Ihr Wagen ist völlig überladen! Das kostet Sie fünf Mark."



„Das ist ganz einfach: Ottos Kinder aus erster Ehe sind kariert, meine aus erster Ehe sind schwarz, und unsere gemeinsamen Kinder sind gestreift angezogen."

Wir servieren Ihnen das achte Quick Ferien-Preisrätsel

Nun sind noch drei von den zehn Hürden zu nehmen, drei Wochen lang sind noch Preisaufgaben zu knacken. Jede ist in sich abgeschlossen, jede wird für sich bewertet, und jede Woche sind für richtige Lösungen Preise ausgesetzt

Insgesamt 4000 Gewinne im Werte von 75 000 Mark

Hier die Preise der 8. Runde:

- **1. Preis: 1 Gutschein v. Heinzelmännchen-Elektroversand, Bielefeld, zu 600 Mark**
- **2. Preis: 1 Gutschein vom Vaterland-Werk, Neuenrade, zu 400 Mark**
- **3. Preis: 1 Miele-Staubsauger, »Präsident«, zu 248 Mark**
- 4.— 53. **Preis:** je ein Astran-Heizlüfter im Werte von 65 Mark
- 54.—103. **Preis:** je ein Montblanc-Füllfederhalter zu 28,50 Mark
- 104.—400. **Preis:** je ein Quick-Romanband



8. Runde. Diesmal sind es 16 Ursprungsstellen, denen unser Zeichner Wigg Siegl die einzelnen Bestandteile seiner Zeichnung entlehnt hat. Diese Bestandteile finden Sie im redaktionellen und im Anzeigenteil des vorliegenden Quick-Heftes. Ihre Aufgabe ist es, diese 16 Ursprungsstellen zu nennen.

Teilnahmebedingungen: Senden Sie Ihre Lösung auf einer einfachen Postkarte (nicht im Briefumschlag) an „Quick", 8. Ferienrätsel, München 3, Schließfach 525. Die Lösung soll jede der 16 Ursprungsstellen derart angeben, daß die jeweilige Seitenzahl sowie der Anfang der Bildüber- oder -unterschrift oder die Schlagzeile der betreffenden Anzeige oder die inserierende Firma oder Marke aufgeschrieben wird. Die Reihenfolge soll dabei mit der niedrigsten Seitenzahl beginnen und mit der höchsten enden. Erwerb oder Besitz der betreffenden Quick-Ausgabe ist n i c h t für die Teilnahme erforderlich. Teilnehmen kann jeder, aber nur mit je einer Lösung pro Preisausschreiben. — Außer der Adresse und der Lösung der Preisaufgabe darf die Postkarte nnr noch Namen und Anschrift des Einsenders enthalten (bitte Block- oder Mascbinenscbrift). Mitarbeiter und Angestellte des Verlages der „Quick" sind nebst ihren Angehörigen von der Teilnahme ausgeschlossen. Bitte beachten Sie: Der Umtausch eines gewonnenen Sachpreises in einen anderen im gleichen Wert oder die Vergütung in D-Mark ist leider nicht möglich. Gewinne können kostenlos nur an Adressen in der Bundesrepubik und in Westberlin versandt werden. Gewinner im Ausland müßten entweder eine solche Anlieferadresse in der Bundesrepublik angeben oder alle Kosten der Überführung des Gewinnes an ihre Auslandsadresse, wie Fracht, Verpackung, Versicherung, Zoll usw. (ab deutsche Grenze!), selbst tragen.

Einsendeschluß: 19. August 1958 (Poststempeldatum maßgebend)

Gehen mehr als 400 richtige Lösungen ein, so entscheidet das Los; es entscbeidet auch über die Reihenfolge der Gewinner. Die richtige Lösung und die Gewinnerliste werden vier Wochen nach Erscheinen dieses Rätsels veröffentlicht; innerbalb einer Woche nach Einsendeschluß werden die Preisträger unter Aufsicht von Herrn Rechtsanwalt Klaus Wagner, München, bei dem die richtige Lösung hinterlegt ist, festgestellt. Seine Entscheidung ist endgültig und unanfechtbar. Durch die Teilnahme erkennt der Einsender diese Bedingungen unter Ausschluß des Rechtsweges an.

Lösung des 4. Ferienpreisrätsels in Nr. 29 vom 19. 7. 58. **1.** Seite 4: „Ob für Transporte — oder Reisen" oder „Ihr guter Stern auf allen Straßen" oder Mercedes-Benz; **2.** Seite 25: „An einem Wochenende wundervoll bräunen" oder „Nur-Spray-Tan enthält den Lichtfilter ‚F 29:31'" oder Spray-Tan; **3.** Seite 31: „Wir kommen zu Ihnen" oder „Photo-Klimesch"; **4.** Seite 31: „Warum verbergen wegen häßlicher ‚Jugendpickel'" oder „DDD"-Hautmittel; **5.** Seite 32: „Den ganzen Tag wie frisch gebadet" oder „Odo-Ro-No"; **6.** Seite 32: „Vauen" oder „Bristol 21"; **7.** Seite 40: „An warmen Tagen gut genießen . . ." oder „Gute Dinge werden besser . . ." oder „Der gute Pott"; **8.** Seite 41: „Man bevorzugt Qualität" oder „Berolina"; **9.** Seite 43: „Baumwolle wäscht sich doch so gut!" oder „Naturfaser — Baumwolle" oder „. . . am liebsten Baumwolle"; **10.** Seite 44: „Uraltes Wissen um Heilkräfte der Natur" oder „Als Leibarzt der Kaiser" oder „Klosterfrau Melissengeist"; **11.** Seite 48: „Chlorophyll ‚Aktiv'" oder „Naturfrische Füße" oder „Dr. Scholl's Fußpflegemittel"; **12.** Seite 48: „Ferienträume" oder „Frauengold"; **13.** Seite 49: „Es war unsere glücklichste Entscheidung . . ." oder „Matura-Waschautomat"; **14.** Seite 50: „Picasso der Jüngere . . ." oder Anekdoten; **15.** Seite 50: „Boldt stürzt in die Bar . . ." oder Anekdoten.

Die Gewinner

des 4. Ferienpreisrätsels in QUICK Nr. 29. Von den eingegangenen richtigen Lösungen wurden bedingungsgemäß die folgenden Gewinner durch das Los bestimmt:

1. Preis, ein Gutschein vom Heinzelmännchen-Elektroversand, Bielefeld, zu 600 Mark:

Paul Loth, Schwalbach/Ts., Sauererlenstr. 3

2. Preis, ein Gutschein vom Vaterland-Werk Neuenrade, zu 400 Mark:

Hildegard Christian, Minden/Westf., Kl. Dombredesa

3. Preis, ein Miele-Staubsauger, Modell „Präsident", zu 248 Mark:

Herta Pape, Bremen, Oderstr. 98

4. bis 46. Preis, je ein Warengutschein vom Uhren- und Schmuckwarenversandhaus Leonta GmbH., Pforzheim, zu 50 Mark:

A. Anderer, Friedrichshafen, Prielmayerstr. 10; M. Berger, Dortmund, Arneckestr. 18; S. Besel, Buchenberg/Allg.; E. Birkenmeier, Tübingen. Lichtensteinstr. 16; R, Erdmann, Ludwigshafen, Pfalzgrafenstr. 43; R. Doll, Weil/Rh., Marktstr. 19; G. Drhmann, Gelsenkirchen, Königsberger Str. 34; E. v. le Fort, Hannover, Haenpl. 12; V. Franck sen., Köln, Gleueler Str. 53; F. Gaab, Freiburg Brsg., Hornusstr. 10; R. Gerstung, München, Deisenhofener Str. 3; A. Gondolf, Rotenburg/Hann.; H. Greiner, Mannheim, Rheinaustr. 30; H. Gutekunst, Stuttgart-Weilimdorf, Zweibrückener Str. 1; W. Habenicht, Hannover-Wülfel, Bolzumer Str. 1; E. Haeufler, Berlin W 30, Rosenheimer Str. 13; J. Höck, Frankfurt/M.-Eschersheim, Bonameserstraße 10; W. Höck, Aschaffenburg, Bodelschwinghstr. 12; L. Hopfenheit, Berlin W 30, Ansbacher Str. 49; K. Jaritz, München, Englischer Garten 5; G. Jensen, Hamburg, Bissingstr. 40; E. Kofahl, Berlin, Kolonnenstr. 29; G. Kruse, Iserlohn, Lüdenscheider Str. 27; R. Lindenberger. Neckarsulm, Kolpingstr. 23; A. Metsch, Pforzheim, Malschbachstr. 5; E. Meyer, Hannover, Werderstraße 2; L. Müller, Würzburg, Hebbelstr. 3; G. Neitzke, Flensburg, Mathildenstr. 26; M. Prießmeyer, Hannover, Bronsartstr. 19; U. Reiß, Pähl Obb.; F. Röhl, Berlin-Friedenau, Wilhelmshöher Straße 25; J. Schantz, München, Riemer Str. 370; B. Schmidt, Essen-Altenessen, Wildpferdehut 16; J. Schmidt, Weinheim a. d. B., Hauptstr. 129; L. Scheidler, München, St.-Martin-Straße 120; L. Sengfelder, Düsseldorf, Arnoldstr. 18; F. Stark, Mainz, Deutschhauspl. 12; M. Steeb, Gräfelfing, Otilostr. 16; H. Stuzelbach, München, Mittererstraße 3; J. Treber, Rüsselsheim, Mainstr. 1; W. Weber, Köln-Bickendorf, Ahornweg 6; E. Weissert, Heidelberg, Zähringerstr. 23; R. Zeis. Mainz, J.-Dietrichstr. 9.

47. bis 53. Preis, je ein Warengutschein vom Besteckversandhaus Carl Mertens, Solingen, zu 50 Mark:

M. Engelmayer, München, Prinz-Ludwig-Str. 6; B Mayer, München, Soyerhofstr. 22; H. Puls, Frankfurt/M., Lenaustr. 44; H. Schwarztrauber, Frankenthal/Pf., Wormser Str. 29; K. Sulzmann, Stuttgart, Königstr. 9; K. Voss, Hamburg 24, Ekhofstr. 15; O. Zoske, Frankfurt/M., Hafenstr. 37.

54. bis 103. Preis, je ein Montblanc-Füllfederhalter zu 28,50 Mark:

M. Arnold, Stuttgart-Degerloch, Gadäckerstr. 30; H. Aurich, Konstanz, Friedrichstr. 14; E. Baer, Witten/R., Parkweg 4; M. Beckmann, Stuttgart, Im Kienle 32; E. Buck, Buchholz/Kr. Harburg; H. Carbow, Köln-Sülz, Arnulfstr. 17; W. Dobbert, Berlin-Dahlem, Zoppoter Str. 50; J. Franck, Heide Holstein, Loherweg 10; A. Frank, Neckargemünd, Ziegelh. 6; H. Funke, Offenbach, Landgrafenring 49; T. Genger, Frontenhausen Obb.; E. Geßler, Tübingen, Clinikumsgasse 14; I. v. Glaß, Nürnberg, Helenenstr. 33; K. Groß, Wiesbaden, Hergenhahnstr. 24; A. Hinz, Berlin-Spandau, Schäferstr. 3; M. Irländer, Wuppertal, Waldhof 37; H. Jöhrens, Rendsburg, Richthofenstr. 29; H. Kewitz, Essen, Heinr.-Strunk-Str. 1; M. Klein, Unterföhring, Sudetenstr. 3a; H. Koltermann, Berlin-Wilmersdorf, Konstanzer Straße 11; W. Kostrzewa, Villingen/Schw., Schwabenstr. 26; D. Knauß, Schorndorf/Württ., Marienstr. 61; A. Kraemer, Hamburg 13, Harvestehuder Weg 104; C. Kreher, Mannheim, Rheindammstr. 38; K.-J. Kuhlen, Wuppertal-B., Tannenstr. 103; E. Lichtenberger, Mosbach/Bd., Ziegelsteige 13; W. Linke, Kassel, Breitscheidstr. 92; H. Loebell, München, Birkhahnweg 14; C. Meier, Spangenberg/Kassel; E. Olowson, Hamburg-Fu., Bergkoppelweg 30; M. Pflug, Bremen, Friesenstr. 103; K. Potsch, Augsburg, Felberstr. 11; A. Prante, Hameln. Heinrichstr. 1a; H. Prowanck, München, Ruffinistraße 21; E. Reuter, Bad Harzburg, Dommesstraße 10; B. Schamari, Johannisberg/Rheingau, Grund 37; E. Scheffler, Freiburg/Brsg., Schwimmbadstr. 39; E. Scheiber, Gladbeck/Westf., Vehrenbergstr. 137; E. Seeband, Bremen, Gr.-Waldersee-Straße 24; E. Sobeck, Elmshorn, Ostlandring 23; F. Straub, Marktredwitz/Ofr., Markt 2; L. Tiemeyer, Glandorf 235b/Osnabrück; H.-P. Uebele, Mitteltal/Schww.; H. Walter, Traunstein/Obb., Herzog-Wilhelm-Str. 3; E. Weyers, Köln-Vingst, Oranienstr. 11; A. Wilden, Zweibrücken, Poststraße 16; H. Winzen, Dortmund, Körnerhellweg 17; W. Wertz, Haßloch/Pf., Meckenheimer Str. 27; E. Wollgarten, Grebben/Bz. Aachen; G. Zieren, Bebra, Luisenstr. 59.

Die Gewinner des 104.—400. Preises (je 1 Quick-Romanband) wurden — ebenso wie die übrigen Gewinner — schriftlich benachrichtigt.


Viel gute Butter und
edler Käse verschmelzen zu
MILKANA
Käsecreme
gute Butter
Gold
MILKANA
VOLL FETT
Käsezubereitung
Mit guter Butter
und allen Nährstoffen
der frischen Milch
45% Fett i.T.
62,5 g
Viele Sorten gibt es von Milkana! Denken Sie daran, wenn Sie Ihren Gästen delikate Käsebrote anbieten möchten. Der eine liebt das Würzige, der andere das Milde, der dritte ist für das Herzhafte. Milkana-Käsespezialitäten erfüllen alle Wünsche!
Für neue Käsegerichte gibt Ihnen das Milkana-Kochbuch „Kleine Käsekunde" viele Anregungen Für 80 Pf. in Briefmarken bekommen Sie es von der Milkana-Käseküche, Hamburg 1. Postf. 6044.
MILKANA
Für jeden Geschmack
die richtige Sorte!